

# **„Gabe des Lebens und Glaube als Lebenskunst“**

**Akademische Predigten in der Schlosskirche**

**Eberhard Hauschildt (Hg.)**



**Universität Bonn, Sommersemester 2019  
(Bonner Universitätspredigten 3)**

## Bonner Universitätspredigten 3

Eberhard Hauschildt (Hg.), „Gabe des Lebens und Glaube als Lebenskunst“.  
Akademische Predigten in der Schlosskirche.  
Universität Bonn, Sommersemester 2019

Bonn, Oktober 2019

## Inhalt

<b><u>Mit Hingabe: Jes 50,4-9</u></b>	<b>5</b>
Prof. 'in Dr. Cornelia Richter 14. April 2019, Palmsonntag	
<b><u>...bis zum bitteren Ende: Joh 19,16-30</u></b>	<b>12</b>
Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost 19. April 2019, Karfreitag	
<b><u>Wieder aufgeweckt: Joh 20,11-18</u></b>	<b>18</b>
Prof. Dr. Günter Röhser 21. April 2019, Ostersonntag	
<b><u>Aller Weisheit Anfang: Spr 8,22-31</u></b>	<b>24</b>
Prof. Dr. Wolfram Kinzig 28. April 2019, Quasimodogeniti	
<b><u>Zusammen als Geschwister: Röm 8,14-17</u></b>	<b>31</b>
Dr. Matthew Ryan Robinson, PhD 05. Mai 2019, Misericordias Domini	
<b><u>Auf Gottessuche: Ps 34,11</u></b>	<b>36</b>
Wiss. Mitarb. Maximilian Kröger 12. Mai 2019, Jubilate	
<b><u>Mit Sang und Klang: 1 Sam 16,14-23</u></b>	<b>41</b>
Prof. Dr. Michael Meyer-Blanck 19. Mai 2019, Kantate	
<b><u>Im Gebet als Haltung: Kol 4,2</u></b>	<b>45</b>
Michael Pues, Studierendenpfarrer der ESG Bonn 26. Mai 2019, Rogate	

**Sich dennoch vertragen können: Gen 21,22-34** 48

Prof. Dr. Markus Saur  
02. Juni 2019, Exaudi

**Begeisterung: Apg 1,6-14** 54

Wiss. Mitarb. in Katharina Opalka  
09. Juni 2019, Pfingstsonntag

**Gaben des göttlichen Innenlebens: 2 Kor 13,11-13** 59

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt  
16. Juni 2019, Trinitatis

**Hinhören: Jer 23,16-23** 65

Wiss. Mitarb. Daniel Rossa  
23. Juni 2019, 1. Sonntag nach Trinitatis

**Sich entlasten lassen: Mt 11,28 (25-30)** 73

Dr. Eike Kohler  
30. Juni 2019, 2. Sonntag nach Trinitatis

**„Auf Arbeit“ und „in Muße“: Ex 20,8-11** 77

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt  
07. Juli 2019, 3. Sonntag nach Trinitatis

***Mit Hingabe: Jes 50,4-9***

*Prof. 'in Dr. Cornelia Richter*

*14. April 2019, Palmsonntag*

*Predigt im Semestereröffnungsgottesdienst*

Liebe Gemeinde,

in katholischen Landen ist der Palmsonntag ein fröhlicher Sonntag: Festlich geschmückte Prozessionen ziehen durch die Orte und lassen in den Kirchen die Palmbüsche weihen. In den ländlichen Gegenden beginnt das Spektakel um 7 Uhr in der Früh mit den Blasmusikkapellen, denn am Palmsonntag wird der Frühling auch im Schnee manifest und am Palmsonntag weiß man, dass die Karwoche beginnt und der Osterfestzyklus eröffnet ist. In unserer evangelischen Perspektive tritt der Symbolgehalt der Palmzweige oft zurück, aber in der katholischen Volksfrömmigkeit hat er sich zum Glück erhalten.

Ich selbst stamme aus den österreichischen Alpen, in denen die Palmsonntagsprozessionen ordentlich was her machen. Für uns Kinder war es ein Erlebnis, mit den Großeltern an den Vortagen die nötigen Zutaten in Wald und Feld zu suchen und sie dann gemeinsam zu den Palmbüschen zu binden – gerade so wie dieser hier.

Ich bin meinen Eltern bis heute dankbar, dass sie mich als evangelisches Pfarrerskind dabei in katholischen Familien haben mitgehen lassen. Denn was sich mir am stärksten eingeprägt hat, ist nicht die Prozession – an der durfte ich natürlich nicht teilnehmen. Am stärksten eingeprägt hat sich mir der elementare Ernst, mit dem die Zweige unterschiedlicher Pflanzen ausgesucht, für die Weihe schön gebunden und nach dem Kirchgang mit einer kleinen, ebenso feierlichen Hausprozession auf den Wiesen und Äckern, in Stall und Haus verteilt wurden, also an allen Orten, an denen es um das Wachsen und Gedeihen des täglichen Lebens geht. Aus evangelischer Sicht mag man dies als magischen Zauber belächeln und an manchen Stellen ist es das auch sicherlich. Aber über all das hinaus haben diese Menschen damit etwas ganz Anderes zum Ausdruck gebracht: die symbolische Verbindung des eigenen Lebens mit der Schöpfungskraft Gottes, die über Finsternis und Licht, über Wasser und Erde und über Leben und Tod gebietet: „Gabe des Lebens und Glaube als Lebenskunst“ – kann es einen besseren Sonntag geben, um unsere Predigtreihe zu eröffnen?

In unserer evangelischen Tradition liegt der Akzent des heutigen Sonntags auf dem Evangelium nach Joh 12, das wir in der Schriftlesung gehört haben: Es geht um Jesus, der mit dem heutigen Sonntag mit seinen Schülerinnen und Schülern als König in Jerusalem einzieht, der gemäß der Verheißung auf einem Esel reitet, vom Jubel des Volkes begrüßt, das ihm mit Palmzweigen huldigt. Mit Palmzwei-

gen, weil sie schon im 1 Makk als messianisches Siegeszeichen dienen. Und weil mit Jesu Einzug in Jerusalem eine sozial- und religionspolitische Dramatik eröffnet wird, die mit der Messiasoffnung eng verbunden war. Er sollte mit dem ganzen Laden endlich aufräumen und das Volk aus der Abhängigkeit befreien. Die Schriftlesung aus Joh 12 eröffnet die Geschichte aber nicht nur mit dem Fingerzeig auf die sozial- und religionspolitische Dramatik bis Karfreitag. Sie eröffnet den Spannungsbogen von der Karwoche bis zum Ostermorgen. Denn der, der da in Jerusalem einzieht, ist ja gerade nicht nur der sozial- und religionspolitische Revolutionär. Er ist derjenige, der Kranke geheilt und Wunder getan hat, er ist derjenige, der Lazarus von den Toten auferweckt hat. Er ist derjenige, der im Namen Gottes Dämonen austreibt und über Leben und Tod zu herrschen vermag. So wie es ansonsten nur ein einziger kann, nämlich Gott selbst. Gott selbst, der Schöpfer, der sich als Herr über Licht und Finsternis, Wasser und Erde, Wüste und neues Leben zu erkennen gegeben hat. Die Palmzweige, die vor Jesus ausgebreitet werden, zeigen auch dies an: Sie verweisen auf Jesu schöpfungstheologisch begründete, kosmische Messianität: Sind sie doch der sichtbare Beleg dafür, dass Gott inmitten der Wüste nahrhaftes Leben wachsen lassen kann. Gabe des Lebens.

Doch wie zuversichtlich auch immer wir den Einzug in Jerusalem mit Ostern verbinden mögen, eines steht für uns alle im Raum: Dass die Gabe des Lebens im Blick auf Jesus mit einer Vorsilbe versehen ist: Hingabe. Hingabe des Lebens. Hingabe des Lebens im elementarsten Sinne. Wie sollte man angesichts dieser Hingabe des Lebens vom Glauben als Lebenskunst sprechen können? Zumal im Wissen darum, dass die Hingabe des Lebens auch in unserem eigenen Leben droht und das Bild ewigen Lebens tangiert? Eine mögliche Antwort finden wir mit unserem heutigen Predigttext. Er steht bei Jesaja, Kap. 50, die Verse 4-9:

*„Gott der Herr hat mir eine Zunge gegeben, wie sie Schüler haben, dass ich wisse, mit den Müden zur rechten Zeit zu reden. Er weckt mich alle Morgen; er weckt mir das Ohr, dass ich höre, wie Schüler hören. Gott der Herr hat mir das Ohr geöffnet. Und ich bin nicht ungehorsam und weiche nicht zurück. Ich bot meinen Rücken dar denen, die mich schlugen, und meine Wangen denen, die mich rauf-ten. Mein Angesicht verbarg ich nicht vor Schmach und Speichel. Aber Gott der Herr hilft mir, darum werde ich nicht zuschanden. Darum habe ich mein Angesicht hart gemacht wie einen Kieselstein; denn ich weiß, dass ich nicht zuschanden werde. Er ist nahe, der mich gerecht spricht; wer will mit mir rechten? Lasst uns zusammen vortreten! Wer will mein Recht anfechten? Der komme her zu mir! Siehe, Gott der Herr hilft mir; wer will mich verdammen? Siehe, sie alle werden wie ein Kleid zerfallen, Motten werden sie fressen.“*

Liebe Gemeinde, unser Predigttext ist nicht gerade beschaulich, sondern scheint die aufziehende Düsternis der Karwoche eher zu bestätigen. Auch steht er nicht im Psalter, sondern bei Jesaja, und wir bezeichnen die Passage als das dritte Gottesknechtlied. Und doch wird er von Ulli Berges, unserem katholischen Kollegen aus dem Alten Testament, als ein „Vertrauenspsalm“ bezeichnet. Das mag erstaunen, aber in der Tat: Mit dem Psalter teilt unser Text die wortgewaltige, nichts beschönigende Klage des Leids und das tiefe Vertrauen in Gottes Verlässlichkeit.

Unser Text wurde ungefähr zwischen 520 und 500 v. Chr. verfasst und ist adressiert an die Kinder Zions, die als erste aus dem babylonischen Exil heimgekehrt sind.<sup>1</sup> Der Sprecher ordnet sich den Knechten zu, die JHWH als ihren Herrn anerkennen und sich in seinen Dienst stellen. Der Dienst besteht darin, all diejenigen Kinder Zions zu überzeugen, die sich derzeit nicht zu JHWH bekennen. Sie bekennen sich nicht zu ihm, weil sie JHWH nicht mehr trauen, weil das Volk von den Großmächten zerschlagen ist, im babylonischen Exil in alle Winde zerstreut, dezimiert und als Volk kaum noch erkennbar, besitzlos und in prekären Abhängigkeitsverhältnissen gefangen. Nun, da sich das Volk in Jerusalem mühsam wieder sammelt und eine neue Existenz aufzubauen sucht, scheint JHWH machtlos und fern. Die Verheißung JHWHs, er werde seine Hand zu den Völkern als Banner erheben, auf dass sie Israel wieder zurechtbringen, wirkt in dieser Situation wie blanker Hohn. Das Volk retten? Damit hätte er wohl besser früher angefangen, so sagen die einen. Hat er es nicht im Gegenteil verraten, verlassen und verkauft? Vielleicht, so sagen die anderen, kann er es auch gar nicht erretten, vielleicht ist seine Hand zu kurz, seine Kraft zu schwach (V. 2-3)? Vielleicht ist er ja ein machtloser Gott? Entweder Gott will sein Volk nicht retten oder er kann es nicht – weshalb also sollten sie sich zu JHWH bekennen? So lauten die Klagen der Kinder Zions gegen JHWH, die im Vorfeld unseres Textes verhandelt werden.

JHWH antwortet seinerseits heftig: Nicht er habe das Volk verraten, verlassen und verkauft, sondern das Volk selbst sei schuldig geworden! Es habe sich sogar noch während einer Belagerungspause der Babylonier, also zu einem Zeitpunkt hoffnungsvoller Waffenruhe, einem rücksichtslosen Ausbeutungskapitalismus verschrieben, es habe keine Barmherzigkeit gegenüber Untergebenen walten lassen. Es sei daher das Volk, das in all dem mit ihm, JHWH absichtlich und in vollem Bewusstsein für das eigene schuldhafte Tun gebrochen habe. Deshalb habe er die Katastrophe über Juda und Jerusalem mit voller Wucht über Zion hereinbrechen lassen, deshalb seien ihre blühenden Städte zu Trümmern und Wüsten geworden. Das Volk habe Strafe verdient – aber er habe es nie verlassen. Im Gegenteil, es sei ihm zu verdanken, dass das Exil an ein Ende komme, dass der Neu-

---

<sup>1</sup>Berges, U.: Jesaja 49-54, HThKAT, 88.

anfang nun geschehen könne. Ihm zu unterstellen, er habe eine zu kurze Hand und seine Kraft sei zu schwach, sei deshalb noch abwegiger. Denn so wie es in seiner, JHWHs Hand, liege, Flüsse trocken zu legen und zu Wüsten werden zu lassen, so könne er jede Wüste neu erblühen lassen, aus dem Nichts neues Leben schaffen. Wenn also er, JHWH, sich nun als vergebender Gott dem Volk zuwende und ihm neues Leben verheiße, dann sei dies die verlässlichste Zusage überhaupt.

Der Text ist reich an Anspielungen, er ruft sowohl die Erzählungen auf wie JHWH mit Mose das Volk durch das Schilfmeer und durch die Wüste führt, als auch Bilder des Psalters, in dem immer wieder die Rettungskraft JHWHs erlebt und bestätigt wird. Vor Augen gestellt wird damit nichts weniger als JHWHs Schöpfermacht, er allein ist derjenige, der in kosmischen Dimensionen handelt: Er allein kann die Chaosmächte bändigen, er allein herrscht über Finsternis und Licht, er allein kann Wasser und Erde trennen, er allein kann Meere und Flüsse trocken legen, er allein kann trockene Wüsten in blühende Landschaften verwandeln. „Der Gott, der Flüsse zur Wüste macht, kann auch Zions Wüste wieder zum Garten Eden machen.“<sup>2</sup>

Das ist die Botschaft, die Jesaja zu verbreiten hat und auf die sich unser Text nun bezieht. Ein undankbarer und harter Job, weil sich an der Reaktion auf das, was er sagt, die Haltung zu JHWH festmacht. Wer dem Knecht zuhört, wer ihm glaubt, der wird sich auch JHWH zuwenden. Wer ihn schlägt, beschimpft und anspuckt, wer ihn Spott und Hohn aussetzt, der meint eigentlich JHWH. Es ist ein Job, gegen den man sich gut hätte sträuben können, vor dem man gut hätte zurückweichen können. Andere Propheten haben das getan, sie haben versucht, dem Auftrag zu entkommen – man denke an Jona; oder sie haben sich zum handgreiflichen Streit mit den Gegnern hinreißen lassen – Nehemia oder Esra; oder sie wollten nach Dienstantritt bei JHWH schnellstmöglich ihre Kündigung einreichen – Jeremia. Doch all dies findet sich bei Jesaja nicht.

Dieser Gottesknecht hier weicht nicht zurück. Im Gegenteil, er lässt sich jeden Morgen neu von Gott in den Dienst rufen, er hört und redet, er fordert seine Gegner zum Gespräch, zum offenen Streit, zum gerichtlichen Prozess. Genauer beschrieben werden die Gegner nicht, sie bleiben unbestimmt. Genauer bestimmt wird nur eines: Der Knecht, der sich hier von Gott in den Dienst nehmen lässt, nimmt seine prophetische Sendung an und ist bereit, dafür die Konsequenzen in Kauf zu nehmen: Schläge, Spott und Hohn. Er gibt seine Sicherheit und sein Leben für diese Botschaft hin. Hingabe also.

---

<sup>2</sup>Berges, a.a.O., 96.



Hingabe? Was für eine Hingabe ist das? Grenzt sie nicht schon an Sadomasochismus? Ist der Glaube an JHWH denn nur dann echter Glaube, wenn er mit dem Kreuz des Leidens einher geht? Würde das nicht geradezu bedeuten, dass jeder Glaube das Leiden suchen müsste? Ja noch mehr, dass nur der, der für Gott genug gelitten habe, sich seiner Nähe gewiss sein dürfte? Ist das mit Christus geteilte Leid gar die Voraussetzung für den Glauben? Diese Lesart liegt nahe und sie ist in der Geschichte des Christentums leider immer wieder zur realen Forderung geworden. Es gibt christliche Varianten einer Leidens- und Kreuzesmystik, die gefährlich nahe an pathologischen Verzerrungen liegen. Doch unser Text gibt so etwas nicht her.

Die Hingabe, um die es hier geht, ist anders. Sie ist keine, die unabhängig von JHWH darum eifert, diesem im Leiden zu gefallen. Sie ist keine, die auf den täglichen Beistand JHWHs verzichten könnte. Sondern sie ist getragen von einem tiefen Vertrauen in die Verlässlichkeit JHWHs und in sein nahes Heil: Gott wird als der geglaubt, der hilft, Gott lässt seinen Knecht nicht zuschanden werden, Gott gibt ihm die standhafte Härte eines Steins, Gott lässt nicht zu, dass sein Knecht am Ende wirklich beschämt wird, er verschafft ihm Recht. Die Standhaftigkeit erwächst nicht aus dem Leiden selbst. Die Standhaftigkeit erwächst aus der Hinwendung zu Gott. Für diesen Knecht ist es Gott selbst, der ihn wie alle anderen Schülerinnen und Schüler die rechte Botschaft lehrt, der ihm die rechten Worte auf die Zunge legt, der durch ihn zu den Kindern Zions spricht, die müde sind und verzweifelt. Die Hingabe des Knechts bis in die Konsequenz des Leidens hinein ist nicht Vorbedingung des Glaubens. Sondern sie ist Ausdruck der Gotteserfahrung, sie ist getragen von der Zuwendung Gottes. Der Zuwendung Gottes, die der Knecht jeden Morgen erfährt, weil das Heil nicht im fernen Jenseits liegt, sondern hier, mitten in unserem Leben. Weil der Morgen die Zeit des anbrechenden Lichtes ist, die Zeit, in der die Schatten der Nacht zurückweichen, die Zeit, in der neues Leben gefunden wird. Die Hingabe, um die es in diesem Text geht, ist keine bloße Selbstaufgabe. Im Gegenteil. Diese Hingabe speist sich aus der erfahrenen Gabe des Lebens.

Wenn wir diesen Text am Palmsonntag hören, dann hören wir ihn zu Beginn der Karwoche. Wir verstehen, weshalb sich die Übertragung des Gottesknechtes auf Jesus hin durchsetzen konnte, über das Eigenrecht des alttestamentlichen Textes hinaus. In Jesus wird der Messias erwartet, weil er wie kein anderer das Wort Gottes gehört und verkündigt hat, weil er sich kompromisslos von Gott in den Dienst hat nehmen lassen: Er hat seine Gegner zur öffentlichen Stellungnahme gefordert, er hat sich gefangen nehmen lassen, er hat sich dem Rechtsprozess gestellt, er hat sich geißeln lassen, verhöhnen und verspotten.

Wenn wir diesen Text heute hören, dann wissen wir retrospektiv, was es wirklich heißt, dass da einer sein Leben hingegeben hat, hingegeben bis zum bitteren Ende am Kreuz. Mit diesen Bildern vor Augen lassen wir die düstere Vorahnung aufziehen und singen Passionslieder. Das ist zwar nie falsch, weil wir uns mit gutem Grund die sozial- und religionspolitische Dynamik vor Augen halten dürfen, die vom Einzug in Jerusalem bis nach Golgatha führt. Wir landen dann von der Schriftlesung aus Joh 12 zu Recht in Bachs Johannespassion, weil es uns allesamt gut ansteht, immer wieder zu hören, wie schnell der Jubel eines Volkes umschlägt in den Ruf „Kreuzige ihn!“.

Aber unsere Texte, der Einzug in Jerusalem, die Palmzweige und das Bekenntnis des Gottesknechtes, wollen mehr. Sie setzen nicht nur die Not und Hingabe des Gottesknechts mit dem Prozess Jesu in Einklang. Sondern sie setzen uns selbst in jene Dynamik zwischen Palmsonntag und Ostern, in der sich unser Leben abspielt: Wie oft beginnen die Dinge zuversichtlich und heiter, bis sich die Tage verdüstern und einem die Entscheidung über das eigene Leben genommen ist. Wie oft sind wir mit einer Hingabe des Lebens konfrontiert, die wir nicht selbst gewählt haben? Wie oft verkehrt sich die Erfahrung, dass uns das Leben gegeben ist, in die Erfahrung, dass es uns genommen wird? Wie oft finden wir unseren Blick auf Passion und Kreuz gerichtet, ohne dass sich der Ostermorgen auch nur andeuten würde?

Liebe Gemeinde, wie verzweifelt muss ein Leben sein, das den Blick nicht mehr vom Karfreitag lösen kann? Gerade weil sich uns dieser Blick öfter als uns lieb sein kann, nahelegt, gerade deshalb ist es so gut und wichtig, dass uns die Texte, die Palmzweige und das Bekenntnis des Gottesknechtes weitertreiben in der Dynamik zwischen Palmsonntag und Ostern. Deshalb ist es so gut und wichtig, dass wir mit Bachs musikalischem Glaubensbekenntnis hören, wie die Musik heiter beginnt, sich verdüstert, und sich am Ende doch in strahlender Helligkeit um uns entfaltet. Gerade dann, wenn wir selbst keine anderen Bilder als die der Passion finden, gerade dann, wenn wir nur die Worte des Kreuzes hören, gerade dann, wenn in uns nur die Düsternis singt, gerade dann ist es so wichtig und gut, dass wir Worte des Vertrauens gesagt und Bilder der Hoffnung vor Augen gestellt bekommen. Nicht so, dass sie einfach nur Gegenbilder wären, unsere Verzweiflung hier, der strahlende Gotteshimmel dort. Nicht so, dass unsere Angst verschwiegen werden sollte oder keinen Raum finden dürfte. Nicht so, dass wir uns einfach zusammenreißen sollten, positiv denken, wird schon wieder! Nein, genau das wäre keine Lebenskunst.

Die Lebenskunst des christlichen Glaubens entfaltet sich ganz anders. Mit Jesu messianischem Einzug in Jerusalem zieht kein happy-go-lucky Sieger ein, der sich

über sämtliche Tiefen des Lebens lässig hinwegsetzt. Sondern der, der hier kommt, lebt aus der Hingabe an das schöne und traurige Leben selbst. Der, der hier kommt, lebt aus der Hingabe, weil er im Leben selbst von der Nähe Gottes, vom nahen Reich Gottes, von Gottes rettender Macht getragen ist. Er zieht ein als derjenige, der Leid und Tod in sich aufnimmt und der deshalb am Ende das Leben selbst in Händen hält: Gabe des Lebens. Wenn wir auf ihn schauen, wenn wir uns seine Worte sagen lassen, wenn wir seine Hoffnung ernst nehmen, dann können wir den Weg durch das Leben ebenso vertrauensvoll mitgehen wie der Gottesknecht bei Jesaja: Glaube als Lebenskunst. Sie kommt uns zu von dem allein, der Anfang und Ende des Lebens ist, der Leid und Sterben nicht scheut, der sich hingibt, auf dass auch wir das ewige Leben haben werden. Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsre Herzen und Sinne in Christus Jesus,  
Amen.

**...bis zum bitteren Ende: Joh 19,16-30**

*Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost*

*19. April 2019, Karfreitag*

*Joh 19,30: Da nun Jesus den Essig genommen hatte, sprach er: "Es ist vollbracht", und neigte das Haupt und verschied.*

Liebe Gemeinde,

es ist vollbracht? Meint Johannes, der Evangelist, diese Worte ernst, die Worte, die er Jesus am bitteren Ende sprechen lässt? Ist da wirklich etwas „vollbracht“, zu einem sinnvollen Ende gebracht worden? Ist nicht ganz im Gegenteil "alles verloren"? Ist Jesus von Nazareth mit seiner Mission nicht gescheitert?

Sind wir nicht auch heute wieder dort angekommen, wo Matthäus und Markus Jesus auf Golgatha sahen: "in Gottverlassenheit", von der schau-gierigen Menge umringt, der noch jede Hinrichtung zur Unterhaltung dient?!

"Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?" Dieses Klagewort aus Psalm 22 legten Matthäus und Markus dem Sterbenden in den Mund, um damit die Katastrophe dieses Lebens zu kommentieren: Von Gott verlassen, alles Vertrauen verloren, alles Reden umsonst.

Die Menge hatte seinen Tod gefordert vor dem Palast des Statthalters, regelrecht eingeschüchtert hatten sie Pilatus, was man von einem römischen Beamten seines Ranges nicht hätte erwarten sollen. Und die Führer des Volkes wollen dem Statthalter der römischen Besatzungsmacht auch noch die Deutungshoheit entreißen: Schreibe nicht: Der Juden König, sondern dass er gesagt hat, er sei der Juden König. Diese Deutungsmacht lässt sich der Statthalter dann aber doch nicht nehmen: "Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben." INRI – Jesus Nazarenus, Rex Judaeorum, Jesus von Nazareth, König der Juden. So ganz scheint sich Pilatus seines Urteils über den Fall nicht sicher gewesen zu sein, dass er sich auf solchen Deutungsstreit überhaupt einlässt.

Im Übrigen aber geht alles seinen schrecklichen Gang, Jesus wird zur Hinrichtung geschleppt, auf das Kreuz genagelt und zu Tode gequält. Die Kriegsknechte teilen seine Kleider unter sich und würfeln um seinen Rock; auch Johannes wählt damit zum Verständnis der Szene auf Golgatha ein Motiv aus Psalm 22.

Nur eine einzige Geste der Selbständigkeit notiert der Evangelist noch, um wenigstens anzudeuten, wie Jesus selbst seine Sendung aufgefasst hat, dass er sich bis zuletzt für die Menschen einsetzt, vor allem für die, für die er sich verantwortlich wusste. Und so bittet er seinen Jünger Johannes, sich um seine Mutter zu kümmern, und vertraut ihn der Sorge seiner Mutter an.

Liebe Gemeinde, warum aber lässt der Evangelist Johannes den sterbenden Jesus als Letztes sagen: Es ist vollbracht? Was hat Jesus von Nazareth mit seinem Leben, Leiden und Sterben vollbracht?

Die Kirchengeschichte ist voll von Versuchen, den Tod Jesu zu verstehen, die Deutungen von Theologen und Dichtern sind Legion und man kann leider nicht sagen, dass die Deuter Wunder vollbracht hätten, ganz im Gegenteil. Immer wieder wurde davon gesprochen, dass Christus als Opferlamm für die Sünden der Menschen gestorben sei, dass er Gott durch das Opfer seines Lebens mit den Menschen versöhnt habe. Die Motive zu diesen Deutungen sind alt, sie finden sich bereits in der Prophetie Israels, greifen Motive aus der Kult- und Opfer-Praxis der frühen Zeit auf. Noch die eindrücklichsten Lieder der reformatorischen Tradition vermitteln diese Antwort auf die Frage nach der Bedeutung des Todes Jesu: Er ist der Sündenbock für die Sünden der Menschheit geworden.

*Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld der Welt und ihrer Kinder.*

*Es geht und trägt mit Geduld die Sünden aller Sünder.*

*Es geht dahin wird matt und krank,*

*begibt sich auf die Würgebank,*

*entsaget allen Freuden.*

*Es nimmt auf sich Schmach, Hohn und Spott,*

*Angst, Sünden, Wunden, Kreuz und Tod*

*und spricht, ich wills gern leiden.*

Diese seit den Tagen des Apostels Paulus immer weiter verbreitete und ausgearbeitete Deutung des Todes Jesu als Sühnetod für die Sünden der Menschen ist außerordentlich zwiespältig, denn sie verleitet zur Fixierung auf die Schuld und Schwäche der Menschen, sie führt mehr oder weniger unmerklich zu einem Sündenbewusstsein, schürt das schlechte Gewissen. Für die Schuld der Menschen muss ein Mensch geopfert werden, damit ein allmächtiger Gott als Richter im Himmel die Menschen überhaupt leben lässt. Noch in dem Lied aus der Aufklärungszeit, das wir einleitend gesungen haben, von Christian Fürchtegott Gellert gedichtet, kämpft die Vorstellung von Gott als dem Rächer alles Bösen mit der Vorstellung von Gott als Erlöser (EG 91, 4).

*Gott ist gerecht, ein Rächer alles Bösen.*

*Gott ist die Lieb, und läßt die Welt erlösen.*

*Dies kann mein Geist, mit Schrecken und Entzücken,*

*Am Kreuz erblicken.*

Auch wenn sich dieser Text reimt, wir sollten uns nicht so schnell einen solchen Reim auf den Tod Jesu machen. Wenn man den falschen Akzent setzt, nämlich auf der Rache, führt dieser Text nur zu Erbitterung und gegenseitigen Beschuldigungen. Und das können Menschen immer: sich gegenseitig beschuldigen.

Aber eben das ist der zwiespältige Charakter der klassischen Deutungen des Todes Jesu: Auf der einen Seite das Sühnopfer, um einen rachsüchtigen Weltherrscher zu versöhnen und auf der anderen Seite die Hinrichtung eines Menschen, der sich für eine neue Ordnung des Lebens bis zu seinem eigenen bitteren Ende mit Hingabe einsetzt, für eine Ordnung, die nicht nur den Hütern dieser Ordnung Angst macht, sondern auch vielen Menschen in ihrem privaten Leben, die Dammbürche der Ordnung eher noch mehr fürchten als die Regenten der Welt. Erst in neuerer Zeit finden sich Lieder in unserem Gesangbuch, die die lebensvolle, lebensfördernde Bedeutung des Todes Jesu hervorheben.

*Korn, das in die Erde in den Tod versinkt,  
Keim, der aus dem Acker in de Morgen dringt.  
Liebe lebt auf, die längst erstorben schien,  
Liebe wächst wie Weizen und ihr Halm ist grün.*

Das Lied von Jürgen Henkys bedeutet mir besonders viel, weil es das Wissen um menschliche Schuld in einen Zusammenhang stellt, in dem deutlich wird, dass im Tode Jesu, in seiner Hingabe für die ihm anvertrauten Menschen die Liebe Gottes zu den Menschen aufblüht.

Natürlich verschweigt auch dieses Lied den Ernst der Passion nicht: Über Gottes Liebe brach die Welt den Stab, heißt es in der zweiten Strophe und in der dritten: *Im Gestein verloren Gottes Samenkorn, unser Herz gefangen in Gestrüpp und Dorn, in Selbstsucht und Angst des Herzens ...*

Liebe Gemeinde,  
Es ist vollbracht!  
Das Zeugnis für eine neue Welt ist vorgebracht.  
Die Kunde vom Ende der alten Welt ist überbracht.

Das Kreuz, das Hinrichtungsgebälk, ist der paradoxe Wegweiser in diese neue Welt. Die Welt der Gewaltherrscher und der gewaltsam durchgesetzten Ordnungen steht nun einem Gegenentwurf gegenüber, einer Welt, in der Ordnung nicht durch Kampf und Überlegenheit hergestellt wird, sondern durch herzliches Ver-

ständnis und Barmherzigkeit vermittelt wird. Es wird nun auf einmal ernstgenommen, was bis dahin ordnungspolitisch keine Rolle spielte: Das Leben blüht auf, wo ihm Raum gegeben und zur Entfaltung verholfen wird.

Ein Jünger des Evangelisten Johannes wird später in einem Brief schreiben: Gott ist Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Viele von Ihnen kennen diesen Satz aus dem 1. Johannesbrief.

Die beiden ersten Berichterstatter der Passion Jesu, die Evangelisten Markus und Matthäus, hatten es so noch nicht sehen können. Für sie war der Todestag Jesu noch der Tag der Verzweiflung: Gott hat sich aus der Welt zurückgezogen, ist also wieder der übermächtige Richter. Für sie wurde erst nach einiger Besinnung, nach drei Tagen, deutlich, dass mit Jesus und seiner Botschaft etwas Neues in die Welt gekommen war, eine andere Lebensmöglichkeit, dass an diesem bitteren Ende zugleich der Übergang in eine andere Lebensform eröffnet wurde, die auch heute vielen noch nicht einleuchtet. Übergänge, zumal wenn sie so grundsätzlich eine gewohnte Lebensauffassung verlassen und zu einer anderen Lebensgestalt führen, sind zweifellos bitter, ja schmerzlich, machen Angst, das ist heute noch immer so.

Dabei hatten Matthäus und Markus schon viel von der neuen Welt erzählt, die Jesus verkündigte: Matthäus in den Gleichnissen – besonders in der Geschichte vom gütigen Weinbergsbesitzer, der allen seinen Arbeiter gibt, was sie zum Leben brauchen, unabhängig von ihrer Leistungsfähigkeit und Leistungsbereitschaft, aber auch in den vielen Worten der Bergpredigt, die dem Leben neue Maßstäbe setzten – etwa: Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen – und Jesus hatte Gott – so Matthäus und Lukas – nicht mehr als Rächer alles Bösen, sondern wie einen gütigen Vater vorgestellt, zu dem er zu beten lehrte.

Und ähnlich Markus in den Berichten von Heilungen kranker Menschen durch Jesus, aber auch in Deutungen für ein neues Gesetz, das den Menschen Lebensraum eröffnet: Der Sabbat ist um des Menschen willen da und nicht der Mensch um des Sabbats willen.

Lukas hatte dann auch das Geschehen auf Golgatha schon zuversichtlicher gesehen: "Heute wirst Du mit mir im Paradies sein", hatte Jesus dem verheißen, der mit ihm hingerichtet wurde und ihn um Beistand bat.

Und Johannes, der jüngste der vier Evangelisten im NT? Er fasst das Leben, Wirken und Sterben Jesu ja von Anfang an sehr viel grundsätzlicher in Begriffe:

*Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort ... und Gott, das Wort, ward Fleisch, er wurde in Jesus Christus Mensch.*

Und dieser Mensch bezeugt bis zu seinem Tod den Anbruch einer neuen Welt. Johannes versucht die Gottesvorstellung von einem Gewaltherrscher im Himmel zu korrigieren mit Bildern von Licht und Leben, von Wachstum und Nahrung: Brot des Lebens, Weinstock und Reben. Er versucht einen Eindruck zu vermitteln, wie man von Gott ohne Macht und Gewalt denken könnte. Die Geste der Fußwaschung fasst diese neue Gottesvorstellung in ein unmissverständliches und unvergessliches Bild.

Noch einmal: Das ist es, was Jesus vollbracht hat: Er hat eine neue Vorstellung von Gott in die Welt gebracht, die man nicht mehr so schnell umbiegen kann in die Vorstellung von einem allmächtigen Herrscher, der die Menschen vor Gericht stellt.

Der Karfreitag spricht immer wieder vom "bitteren Ende", und so sieht es ja auch aus. Und so ist es auch weiterhin ziemlich bitter um die Welt bestellt – und um die Menschen. Aber die Überschrift zur ganzen Predigtreihe in diesem Semester sagt anderes, richtet die Aufmerksamkeit vom Weg bis zum bitteren Ende auf die Neuanfänge, die durch Gottes Geist auch heute in den Herzen von Menschen hervorgerufen werden. Das Leben wird als Gabe erkannt, als Gottes Geschenk und Gottes Gabe, und deshalb wird es geachtet und gepflegt und geschont, von denen die zu dieser Einsicht geführt werden, dass das Leben Gottes Gabe ist. Alle Wissenschaft, gerade wenn sie exzellent sein will, muss sich diesem Maßstab aussetzen, dass sie von der Gabe des Lebens lebt und ihr dient.

Diese Einsicht, dieser Glaube an das Leben als Gabe führt zu einem Umgang mit dem Leben, der als wahre Lebenskunst gilt bei denen, die diesen Glauben als ihre Richtschnur übernehmen. Dieser Glaube entstellt das Leben nicht unter Hass und Zorn, sondern lässt das Leben durch Liebe aufleben, ja aufblühen, lässt das Leben in seinem ganzen Reichtum zur Entfaltung kommen. Und dazu können alle beitragen, die sich über das bittere Ende des Lebens in seiner Begrenztheit durch Not und Tod, in Angst und Selbstverliebtheit hinausführen lassen, zu einer Auferstehung des Lebens durch den Geist Gottes, der die Kraft der Liebe in unseren Herzen immer wieder zu wecken versucht.

Um diesem Neuanfang in Christus auch einen musikalischen Ausdruck zu geben, wollen wir am Schluss zwei Liedverse singen, die die Erscheinung Christi in unse-



rem Leben loben und preisen. EG 66, 7+8 „Jesus ist kommen, die Quelle der Gnaden“, beginnt die eine Strophe und die folgende lautet:

*Jesus ist kommen, die Ursach zum Leben.  
Hochgelobt sei der erbarmende Gott,  
der uns den Ursprung des Segens gegeben;  
dieser verschlinget Fluch, Jammer und Tod.  
Selig, die ihm sich beständig ergeben!  
Jesus ist kommen, die Ursach zum Leben.*

Und der Friede Gottes, der unsere Vernunft mit seiner Kraft berührt und bewegt,  
der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.  
Amen.

***Wieder aufgeweckt: Joh 20,11-18***

*Prof. Dr. Günter Röhser*

*21. April 2019, Ostersonntag*

Liebe Gemeinde,

heute wird es persönlich. Hoffentlich nicht so, dass es bedrängend und peinlich wird, aber doch so, dass es eine jede und einen jeden von uns persönlich angeht und dass ein jeder und eine jede von uns persönlich angegangen wird.

Denn das verlangt unser Predigttext von uns. Der Evangelist Johannes liebt es, markante Einzelgestalten – Männer und Frauen – auftreten zu lassen. Dadurch gewinnt seine Darstellung an Dramatik und rückt uns gleichzeitig näher auf den Pelz, als uns vielleicht lieb ist. Besonders die erste und die letzte Szene im Evangelium mit einer Frau im Mittelpunkt – die Samaritin am Brunnen (Kap. 4) und Maria Magdalena am Grabe Jesu (Kap. 20) – sind von großer Intensität, um nicht zu sagen: Intimität. Nein, ich möchte nicht über die Männerbeziehungen der Samaritin sprechen (4,16-18), noch möchte ich Ihnen Maria von Magdala als Geschlechtspartnerin oder Ehefrau Jesu vorstellen, wie man das in populären Filmen und Jesusdarstellungen immer wieder erleben kann. Aber „Freundin Jesu“ trifft es vielleicht schon eher. Denn immerhin sagt Jesus in Kap. 15 zu seinen Jüngern: „Euch aber habe ich Freunde genannt; denn alles, was ich von meinem Vater gehört habe, habe ich euch kundgetan“ (V. 15). Freundinnen und Freunde haben keine Geheimnisse voreinander, und als Augenzeugin des auferstandenen Christus steht Maria hinter den männlichen Jüngern nicht zurück. Vielleicht darf man sie sogar „Lieblingsjüngerin Jesu“ nennen; denn sie wird in allen vier Evangelien genannt, bei den Jüngerinnen immer an erster Stelle, und im Johannes-evangelium ist sie sogar die erste Auferstehungszeugin, noch vor den Männern. Entsprechend hat sie in nachbiblischen, apokryphen Schriften Karriere gemacht als Lieblingsjüngerin Jesu und Empfängerin besonderer Offenbarungen von ihm.

Gehen wir also ruhig davon aus, dass sich hinter unserem Predigttext ein echtes Visionserlebnis der historischen Maria von Magdala verbirgt, das wir aber nicht mehr fassen können. Ich möchte Ihnen diese Geschichte auch nicht als eine historische Begebenheit am Ostermorgen vermitteln, sondern als eine theologische Darstellung, wie Osterglaube entsteht. Aber indem ich das sage, zögere ich schon wieder: Denn „theologische Darstellung“ klingt viel zu unpersönlich-distanziert, um dieser Szene gerecht zu werden, und wir möchten heute Morgen ja auch unseren Osterglauben feiern und nicht nur darüber nachdenken! Deswegen versuche ich es mit einer direkten persönlichen Frage, um Sie aus der emotionalen Reserve zu locken: Sind Sie mit Jesus befreundet? So wie Maria Magdalena? Oder

finden Sie die Frage zu persönlich, zu „gefühlig“? Oder denken Sie: Das geht ja gar nicht – ich habe Jesus ja nie „persönlich“ kennengelernt?

Was es bedeuten könnte, mit Jesus befreundet zu sein, erfahren Sie, wenn Sie mit mir unserer Geschichte folgen – einer Geschichte, die eben nicht nur einer fernen Vergangenheit entstammt, sondern die ständige Gegenwart ist; einer Geschichte, die aufseiten Marias hoch emotional ist, die jeder und jede von uns gut nachempfinden kann.

Sie beginnt in der Nacht, „als es noch finster war“ (V. 1). Schon das ist anders als bei den anderen Evangelisten, wo bereits der Tag anbricht, als die Frauen sich auf den Weg zum Grab Jesu machen. Maria befindet sich noch in ihrer Oster-Nacht, die von Karfreitag her über ihr Leben gefallen ist. Ich meine das Wort hier nicht im Sinne unserer gottesdienstlichen Osternacht-Feiern, die bereits im Zeichen des anbrechenden neuen Tages und der Oster(vor)freude stehen, sondern als echte Oster-Nacht – die alle kennen, die den Verlust eines geliebten Menschen betrauern und nicht damit fertigwerden. Und so heißt es auch am Anfang unserer Geschichte zweimal, dass Maria anhaltend weint – dass sie also laut klagt und weint, von Gram gebeugt (so müsste man die Stelle V. 11c eigentlich übersetzen). Maria hat Jesus geliebt – ohne Zweifel. So sehr, dass sie hemmungslos um ihn weint. Und so kommt die Frage jetzt unweigerlich an uns: Lieben Sie Jesus? Können Sie um ihn weinen?

Wieder höre ich den Einwand: Ich kenne ja Jesus gar nicht persönlich. Und außerdem wissen wir ja – anders als Maria in dieser Situation –, wie die Geschichte ausgeht. So schlimm war es doch am Ende gar nicht. Wirklich?

Auch die Evangelisten wissen, wie es am Ende ausgeht. Und doch schaffen sie es – wie übrigens auch unsere großen Passionskomponisten –, dass man das ganze Elend, die ganze Grausamkeit, ja die scheinbare Hoffnungslosigkeit der Passion Jesu immer wieder miterlebt. Dass man mit Jesus mitleiden muss. Und ist er nicht zum Heulen – der Skandal der Kreuzigung? Immer wieder? Dass Er, der das Leben selber ist, zu Tode gebracht wird? – Man kann unseren Passionsliedern vieles vorwerfen, aber das haben sie verstanden: Es ist zum Heulen!

Und so hat das Klagen und Weinen der Maria seinen Ort im Evangelium – wie das Klagen und Weinen eines jeden Menschen über einen geliebten Menschen seinen Ort im Evangelium hat. Überhaupt erkennt man typische Elemente eines Trauerprozesses in dem Verhalten Marias: Zunächst fällt der suchende Aktionismus auf, den Maria zumindest verbal entfaltet. Dass sie Jesus nicht findet, ist in dieser Geschichte nicht mehr nur ein Zeichen der Auferstehung, sondern sie ist

persönlich betroffen davon. Der Wortwechsel zwischen Jesus und Maria ist psychologisch meisterhaft erzählt und eine literarische Sternstunde im Johannes-evangelium. Jesus fragt sie: Frau, was weinst du? Wen suchst du? – Das ist eine feine erzählerische Ironie, denn Jesus weiß natürlich, warum sie weint und wen sie sucht. – Und Maria, in der Meinung, den Gärtner vor sich zu haben, „antwortet“ auf diese Fragen: Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir: Wo hast du ihn hingelegt? – Sie hört gar nicht zu, sondern wiederholt fast stereotyp dieselben Worte, die sie auch an die Engel gerichtet hatte. Fast grotesk ihre Absichtserklärung: Dann will ich ihn holen. – Jesus ist tot: Ist es nicht egal, wo er begraben liegt? Oder will sie unterstellen, der Gärtner – also Jesus (welche Ironie!) – habe seinen Leichnam gestohlen? Jedenfalls betrachtet sie den Leichnam Jesu fast wie ihren persönlichen Besitz, den sie nicht hergeben will – eine typische Blockade des Trauerprozesses von Hinterbliebenen.

Das Folgende fällt nun allerdings aus dem Rahmen eines gewöhnlichen Trauerprozesses. Zweimal nacheinander wendet sich Maria in dieser Szene um und redet mit Jesus von Angesicht zu Angesicht – was bewegungslogisch unmöglich ist. Die erste Bewegung muss man übersetzen: „Sie wandte sich nach hinten um“ (nämlich von den Engeln weg zu Jesus); die zweite ist symbolisch zu verstehen: „Sie wandte sich Jesus zu“ und leitet die Erkenntnis des Auferstandenen ein. Beide Male folgt im Griechischen auf das Verb in derselben Vergangenheitsform (Passiv Aorist) ein Sprung zurück in die Erzählgegenwart, um die entscheidenden Stationen auf Marias Weg zu markieren: Zunächst „drehte sie sich um und sieht Jesus stehen“ – allerdings noch ohne ihn zu erkennen; danach „wandte sie sich ihm zu und spricht zu ihm“ – indem sie ihn als ihren Meister anredet.

Doch wie kommt es zu der entscheidenden Wendung im Leben der trauernden Maria? – Hier ist ein Blick zurück wichtig: Das leere Grab ist es jedenfalls nicht, welches sie zur Erkenntnis der Auferstehung Jesu brächte. Sie steht nur hilf- und ratlos davor – erzählerisch wird die Distanz betont: „sie stand an der Grabkammer draußen“ (V. 11) – und weint. Auch die Engel können ihr nicht helfen – sie kommt gar nicht auf die Idee, dass diese ein göttliches Zeichen sein könnten, und geht über ihre Anwesenheit einfach hinweg. Auch uns als Leserinnen und Lesern enthalten die Engel das Entscheidende vor: Im Unterschied zu den anderen Evangelien gibt es im Johannesevangelium keine Auferstehungs*botschaft*, sondern es gibt „nur“ *Begegnungen* mit dem Auferstandenen. Deswegen ist die ganze Sache ja so individuell-persönlich.

Das gilt natürlich erst recht für die Erkennungsszene. Und diese ist einfach großartig gestaltet. Leider kommen die entscheidenden Feinheiten in unseren übli-

chen deutschen Übersetzungen gar nicht zur Geltung: Jesus redet Maria nicht mit der im Griechischen wohl weiter verbreiteten Namensform „Maria“ an, sondern mit der im Aramäischen üblichen Form „Mariam“; und Mariam antwortet auch nicht „auf Hebräisch“, wie missverständlich meistens übersetzt wird, sondern gemeint ist „auf Aramäisch“: „Rabbouni“ bzw. (andere Lesart) „Rabboni“ („mein Meister“). Die beiden reden also in ihrer Muttersprache miteinander. Das kann ja auch gar nicht anders sein – in diesem intimsten Moment der ganzen Erzählung. Und auch im letzten Vers behält der Erzähler den Namen „Mariam die Magdalenenerin“ bei, als sie mit *ihrer* Osterbotschaft zu den männlichen Jüngern kommt: „Ich habe den Herrn gesehen“ – und damit übrigens mit Paulus gleichzieht, der ebenfalls mit dieser Aussage sein Apostelamt begründet.

Wodurch ist der Wandel also herbeigeführt? Es ist völlig klar: Er kommt durch die Art und Weise zustande, wie Jesus seine Jüngerin mit ihrem Namen anredet. Bis dahin hatte Jesus sie genau wie die Engel mit ihrer Rollenbezeichnung „Frau“ angedet, jetzt ersetzt er dies durch ihren persönlichen Eigennamen. Was für eine Szene! Der Dialog besteht an seinem Höhepunkt nur aus den beiden Anreden: Mariam – Rabbouni. Das genügt. Man hat in unserer Geschichte nicht zu Unrecht Motive aus dem Hohelied Salomos und dem hellenistischen Liebesroman gefunden, und der Musikfreund wird sich an die Szene zwischen Tamino und Pamina gegen Ende von Mozarts „Zauberflöte“ oder an den 1. Aufzug von Richard Wagners „Tristan und Isolde“ erinnern fühlen. Es handelt sich jeweils um die Erst- oder Wiederbegegnung der beiden Liebenden, wo mit der gegenseitigen Nennung der beiden Namen schlagartig die ganze Zerrissenheit und Unruhe der vorhergehenden Handlung endet. So ist es auch hier: Marias irrlichternde Suche nach dem Leichnam ist mit einem Schlag zu Ende und durch eine neue Zielrichtung ihres Lebens ersetzt; Ruhe und Gewissheit, ja österliche Freude breiten sich aus. Man könnte sagen: Nicht nur Jesus, sondern auch Mariam ist wieder aufgeweckt zu einem Leben in Fülle; beider „Totenstarre“ ist beendet und in eine neue Beziehung verwandelt. Auf diesen besonderen und bedeutungsvollen Moment der persönlichen Begegnung kommt alles an.

Der literarische Vergleich macht aber zugleich auch die Unterschiede deutlich: In den genannten Opern ergreift die Frau als erste das Wort und der Mann antwortet. Hier hat Jesus den eindeutigen Vorrang, und die Frau antwortet auch nicht mit dem Eigennamen; sie sagt nicht „Jesus“, sondern wählt eine bedeutungsvolle Titelanrede. Bedeutungsvoll ist diese in doppelter Hinsicht: Einerseits ist „Meister“ die vertraute Anrede von früher und bringt Mariams Liebe zu Jesus zum Ausdruck, andererseits ist es auch ein besonderer Ausdruck ehrfurchtvollen Respekts der Schülerin gegenüber ihrem Lehrer und Herrn. Und schließlich gibt

das eher seltene „Rabbouni“ dem Ganzen eine gewisse Feierlichkeit und Bedeutungsschwere.

Diese Doppelheit von Vertrautheit und Verschiedenheit, von Nähe und Distanz durchzieht den ganzen Text. Tatsächlich besteht die Gefahr, dass Mariam, wie es einige spätere Handschriften andeuten, dem geliebten und wiedergefundenen Jesus um den Hals fällt, und dieser reagiert mit den abweisenden Worten: „Rühr mich nicht an!“ Wahrscheinlicher ist aber die Übersetzung: „Halte mich nicht auf!“ In jedem Fall will Jesus sich Mariam entziehen und wieder seine Position beim Vater einnehmen. Im folgenden Vers bezeichnet Jesus seine Jünger und Jüngerinnen als seine „Geschwister“ und seinen Vater als seinen „Gott“, stellt sich also ganz in die neue Familie Gottes hinein. Einige Verse weiter – in der Geschichte vom Jünger Thomas – wird er selbst als „mein Herr und mein Gott“ angedredet. Und an der vorhin genannten Stelle zur Freundschaft mit Jesus sagt Jesus auch: Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch gebiete (15,14). Das ist sicher nicht unsere Vorstellung von Freundschaft, zeigt aber nur, dass Jesus eben nicht nur unser lieber Freund und Bruder ist und sein kann, sondern zugleich auch der Herr und Gott, der an der Gottheit des Vaters partizipiert und an dem unergründlichen Geheimnis dessen, der Tote zum Leben erweckt und die Macht des Todes zerbricht. Es besteht die Gefahr, dass wir ihn wie Maria Magdalena zu sehr auf der Erde festhalten wollen und ihn allzu sehr in unsere menschlichen Kategorien einordnen.

Bleibe noch die Frage des persönlichen Verhältnisses zu Jesus. Der Einwand lautete: Ich bin Jesus ja nie „persönlich“ begegnet. Ein Berufungserlebnis wie dasjenige der Maria Magdalena oder des Apostels Paulus ist aufs Ganze der Geschichte der Christenheit gesehen eher die Ausnahme. Und doch gilt auch allen anderen, was im Johannesevangelium vom guten Hirten gesagt ist: „Die Schafe hören seine Stimme; und er ruft seine Schafe mit Namen und führt sie hinaus“ (10,3). Und nicht nur für Mariam, sondern für alle anderen ebenso gilt das Wort des Propheten: „Fürchte dich nicht, **denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!**“ (Jes 43,1) Wir haben diese Stimme schon bei unserer Taufe gehört – durch den Mund eines anderen Menschen, der uns getauft hat. Und wenn uns diese Stimme, diese Anrede wieder einmal verloren zu gehen droht, wie es Maria Magdalena damals passierte, dann lasst uns hinausgehen wie sie in den Garten und lasst uns suchen nach der Stimme, die uns nottut – in den Zeugnissen der Vergangenheit ebenso wie in den Zeugnissen und Begegnungen der Gegenwart: in der Schrift, in der Musik, in den Liedern und Texten unserer Väter und Mütter im Glauben, in der Architektur unserer Kirchen, in alltäglichen Gesprächssituationen, durch Hilfe in Krankheit und Not, im Gottesdienst... Und irgendwann, wenn wir umherirren, wenn wir vielleicht gar nicht

damit rechnen, passiert es, dass wir diese Stimme hören, die uns „persönlich“ berührt. Dass wir Jesus leibhaftig begegnen, darauf kommt es tatsächlich nicht an. Das sehen wir gerade an Maria Magdalena: Sie hat Jesus gesehen – und zunächst nicht erkannt. Sie hat ihn gehört – und doch seine Fragen überhört. Entscheidend ist jener zauberhafte, unverfügbare Moment, in dem sich die Erfahrung einstellt: Ich habe Jesus erkannt, ich habe etwas von ihm verstanden, und dem folge ich. Das gehört auch zu unserem Glauben als Lebenskunst, von dem in der Predigtreihe dieses Semesters die Rede sein soll: Warten können auf den Moment der Begegnung und Ausschau halten nach ihm in den vielerlei Gestalten und Vermittlungsformen, in denen er sich ereignen kann.

Dann werden auch wir unsere kleinen und großen Auferstehungen erleben, mitten im Alltag und jenseits davon, in denen wir wieder aufgeweckt werden wie Mariam Magdalena zu neuer Gewissheit und zu neuen Abenteuern unseres Glaubens. Denn auch für sie geht die Geschichte ihres Glaubens jetzt erst richtig los: „Ich habe den Herrn gesehen.“

Solche kleinen und großen Auferstehungen im Alltag und jenseits davon wünsche ich uns allen heute Morgen! Vielleicht geschehen einige ja gerade jetzt. In diesem Sinne: Frohe Ostern, liebe Gemeinde!

Amen.

***Aller Weisheit Anfang: Spr 8,22-31***

*Prof. Dr. Wolfram Kinzig*

*28. April 2019, Quasimodogeniti*

Liebe Gemeinde,

die biblische Perikope, um die es heute in der Predigt gehen soll, gehört zu den rätselhaftesten Texten des Alten Testaments und gleichzeitig zu denen, die auf die christliche Theologie den größten Einfluss ausgeübt haben. Sie ist enthalten im Buch der Sprüche, einer kunstvoll komponierten Sammlung von Lehrreden und Sprichwörtern, die man König Salomo zugeschrieben hat, die aber aus deutlich späterer Zeit stammen dürfte. Darunter findet sich im achten Kapitel, in den Versen 1-36, eine Rede der Weisheit, in der diese in Ichform beschreibt, wer und was sie ist. Der uns interessierende Text, die Verse 22- 31, bildet das Mittelstück dieser Rede.

Blicken wir zunächst auf die Rede als ganze: Das Wort für Weisheit im Hebräischen lautet *chókhmāh* und ist feminin. Die Weisheit, die hier spricht, muss man sich also als eine Frau vorstellen. Nach einer kurzen Einleitung des Verfassers setzt Frau Weisheit mit der Aufforderung, ihr zuzuhören, ein und erklärt zunächst, warum es sich lohnt, ihrem Appell Folge zu leisten:

*1 Ruft nicht die Weisheit,  
und erhebt (nicht) die Einsichtigkeit ihre Stimme?*

*2 Am Gipfel der Anhöhen, auf dem Weg,  
zwischen den Pfaden hat sie sich aufgestellt.*

*3 An der Seite der Tore, am Eingang zur Stadt,  
am Zugang der Toröffnungen ruft sie laut.*

*4 ,Zu euch, Männer, rufe ich,  
und meine Stimme zu (euch) Menschen.*

*5 Versteht, Unerfahrene (, was) Klugheit (ist),*



*und ihr Toren, versteht (,was) Verstand (ist)!*  
*6 Hört, denn Edles rede ich,*  
*und das Öffnen meiner Lippen (ist) Geradheit!*  
*7 Denn Wahrheit murmelt mein Gaumen,*  
*aber der Gräuel meiner Lippen ist Frevel.*  
*8 In Gerechtigkeit (bestehen) alle Worte meines Mundes,*  
*es gibt in ihnen nichts Verschlungenes und Verkehrtes.*  
*9 Sie alle sind redlich für den Einsichtigen*  
*und gerade für diejenigen, die Wissen finden.*  
*10 Nehmt meine Zucht an und nicht Silber,*  
*und Wissen statt erlesenen Goldes!*  
*11 Denn besser ist Weisheit als Perlen,*  
*und alle Kostbarkeiten kommen ihr nicht gleich.'*

Wer das gehört hat, weiß: Frau Weisheit ist nicht irgendwer: Sie spricht gerne im Befehlstone und in Sätzen, die allgemeine Wahrheiten feststellen und keinen Zweifel an ihrer Richtigkeit zulassen. Frau Weisheit ist eine Lehrerin, die uns, ihre Hörerinnen und Hörer, in strenger Zucht erziehen möchte. Die Aussicht ist verlockend: Wer sich ihrer Zucht unterzogen hat, dem winkt ein Lohn, der größer ist als alle Schätze der Erde.

Nach dieser Einleitung beschreibt Frau Weisheit genauer, was sie zu bieten hat, welches ihre Qualitäten sind. Wir erfahren nun, worin Weisheit besteht:

*12 ,Ich, die Weisheit, wohne bei (der) Klugheit,*  
*und Wissen der Überlegungen finde ich.*  
*13 Furcht JHWHs (bedeutet), Böses zu hassen;*  
*Hochmut und Stolz und den Weg des Bösen*  
*und den Mund von Verkehrtheiten hasse ich.*  
*14 Mein Sinn ist Rat und Umsicht;*  
*ich bin die Einsicht, mein ist die Stärke.*  
*15 Durch mich herrschen Könige,*  
*und Würdenträger setzen Gerechtigkeit fest.*  
*16 Durch mich sind Machthaber mächtig*  
*und Edle (kurz:) alle gerechten Richter.*  
*17 Ich liebe, die mich lieben,*  
*und die nach mir suchen, werden mich finden.*  
*18 Reichtum und Ehre sind bei mir,*  
*altehrwürdiges Vermögen und Gerechtigkeit.*  
*19 Besser ist meine Frucht als Gold und als Feingold*  
*und mein Ertrag als erlesenes Silber.*  
*20 Auf dem Pfad der Gerechtigkeit gehe ich,*  
*mitten auf den Bahnen des Rechts,*

*21 um denen, die mich lieben, Besitz zu vererben;  
und ihre Schatzkammern werde ich füllen.'*

Frau Weisheit hat ihr Wesen und ihre Wirkung in eine Reihe von Begriffen gefasst: Die Weisheit ist klug und verständig, sie geht den geraden Weg und spricht stets die Wahrheit. Sie ist wissensbasiert. Zu ihr gehören Rat, Umsicht, Einsicht, Stärke. Sie ist redlich und – vor allem – sie ist gerecht. Die Gerechtigkeit erscheint in den ersten Versen dieses Kapitels gleich viermal! Gleichzeitig ist Weisheit aber nicht etwas, was es losgelöst vom Glauben geben könnte. Denn sie wurzelt in der Furcht vor Gott. So weit, so klar.

Doch nun dreht Frau Weisheit in ihrer Rede eine eigenartige Volte, denn sie informiert uns eingehend über ihre Herkunft, und diese Passage ist unser eigentlicher Predigttext:

*22 ,JHWH hat mich erschaffen am Anfang seines Weges,  
am Anbruch seiner Werke, voreinst.*

*23 Von uralters her wurde ich gewoben, am Anfang,  
von den Urzeiten der Erde.*

*24 Als es noch keine Urfluten gab, wurde ich hervorgebracht,  
als es noch keine Quellen, schwer von Wasser, gab.*

*25 Bevor die Berge eingesenkt wurden,  
vor den Hügeln wurde ich hervorgebracht.*

*26 Als er noch nicht gemacht hatte Land und Ackerfluren  
und die ersten Erdkrumen des Festlandes.*

*27 Als er den Himmel bestimmte, war ich da,  
als er den Horizont auf der Oberfläche der Urflut einritzte.*

*28 Als er festigte die Wolken von oben,  
als stark wurden die Quellen der Urflut.*

*29 Als er dem Meer seine Grenze setzte,  
sodass die Wasser seinen Befehl nicht übertreten.*

*Als er einritzte die Grundfesten der Erde.*

*30 Da war ich beständig neben ihm,  
und ich war Freude Tag für Tag,*

*frohlockend vor ihm die ganze Zeit;  
31 frohlockend auf dem Festland seiner Erde,  
und meine Freude war bei den Menschen.'*

Frau Weisheit ist also kein junges Mädchen, sie ist eine *alte* Frau, ja sie ist so alt, dass es auf Erden nichts gibt, was älter wäre. Wir müssen uns gleich noch überlegen, was es damit auf sich hat. Zunächst jedoch hören wir noch den Abschluss der Rede. Nun geht es darum, welche Konsequenzen sich für die Hörerinnen und Hö-

rer ergeben, wenn sie entweder der Weisheit folgen oder aber wenn sie sie missachten:

*32 ,Und nun, Söhne, hört auf mich!*

*Glücklich diejenigen, die meine Wege bewahren!*

*33 Hört die Zucht und werdet weise  
und lasst (sie) nicht unbeachtet!*

*34 Glücklich der Mensch, der auf mich hört,  
indem er an meinen Türen Tag für Tag wacht,  
indem er die Türpfosten meiner Toröffnungen behütet!*

*35 Denn wer mich findet, hat Leben gefunden,  
und hat Wohlgefallen erlangt von JHWH.*

*36 Wer mich aber verfehlt, ist einer, der sich selbst gewalttätig behandelt;  
alle, die mich hassen, lieben den Tod.'*

Übersetzung: Bernd U. Schipper

Die erneuten Aufforderungen zum Hören deuten an, dass die Rednerin in die Zielgerade einbiegt. In der antiken Rhetorik nannte man das *peroratio*. Im Schlussteil einer Rede sollte der Redner die mittlerweile ermatteten Zuhörerinnen und Zuhörer wachrütteln und sein Anliegen dadurch, dass er rhetorisch gewissermaßen in den höchsten Gang schaltete, noch einmal bündig zusammenfassen und seinem Publikum mit besonderer Emphase einprägen. Genau das macht Frau Weisheit hier, indem sie uns beschreibt, was auf uns wartet, wenn wir ihr folgen, und was uns droht, wenn wir sie missachten. Das ist so klar, dass es keines weiteren Kommentars bedarf.

Ganz merkwürdig ist hingegen, was Frau Weisheit uns im mittleren Teil ihrer Rede, in unserem Predigttext, darlegt. Hier ging es um ihr Alter. Den Kern ihrer Ausführungen hatte sie selbst zu Beginn knapp formuliert: „22 JHWH hat mich erschaffen am Anfang seines Weges, am Anbruch seiner Werke, voreinst.“ Vor der Weisheit gab es schlechterdings nichts. Was dann folgt, ist ein kleiner Schöpfungsbericht, in dem – ähnlich wie am Anfang des Buches Genesis – die einzelnen Teile der Schöpfung aufgezählt werden. Die Pointe dieses Berichts ist: Alles, was es auf Erden gibt, ist jünger als die Weisheit. Mehr noch: Frau Weisheit hat eine besondere Nähe zu Gott: „Da war ich beständig neben ihm“, heißt es in Vers 30. Gott, der Werkmeister, hat es Frau Weisheit gestattet, ihm bei seiner Arbeit über die Schulter zu schauen.

Das ist gewiss eine zentrale Aussage dieses Textes. Mir scheint aber, dass die Betonung des Alters der Frau Weisheit noch einen weiteren Zweck hat. Um das zu erklären, muss ich ein bisschen ausholen: Frau Weisheit sieht dem göttlichen Werkmeister bei der Schöpfung zu, und was sie sieht, erfüllt sie mit großer Freude. Die Freude der Weisheit richtet sich auf das ganze Schöpfungswerk und ins-

besondere auf die Menschen, die als Zielpunkt am Ende des Schöpfungswerks stehen. „Meine Freude war bei den Menschen.“

Das Glück der Weisheit zieht sich in den letzten Abschnitt hinüber: „32 Und nun, Söhne, hört auf mich! Glücklichen diejenigen, die meine Wege bewahren!“ Nun handelt es sich aber nicht mehr um die Beschreibung eines Glückszustands, sondern es handelt sich um eine Glücksverheißung: Glück wird denen in Aussicht gestellt, die auf den Wegen der Weisheit wandeln. Was ist aber dazwischen geschehen? Freut sich die Weisheit in der Gegenwart nicht mehr über alle Menschen, gerade so, wie sie sind? Haben *wir* keinen Anteil mehr an der Freude der Weisheit? Was ist da passiert? Hier ist eine eigenartige Leerstelle im Text.

Offenbar ist die Schöpfung nicht mehr so, wie sie sein sollte: ein wohlgestalteter Kosmos, der seine glückhafte Schönheit unmittelbar Gottes Wirken verdankt. Das macht der letzte Vers ganz deutlich. Die Welt hat sich verfinstert: „36 Wer mich aber verfehlt, ist einer, der sich selbst gewalttätig behandelt; alle, die mich hassen, lieben den Tod.“ Verderben und Tod sind dadurch in die Welt gekommen, dass die Menschen nicht mehr den Wegen der Weisheit folgen. Darum appelliert sie an die Menschen und mahnt sie zur Umkehr.

Ich sagte eingangs, dass unser heutiger Text zu den rätselhaftesten, aber auch zu den einflussreichsten Passagen des Alten Testaments zählt. Der Einfluss rührt daher, dass die Christen schon sehr früh die Person der Weisheit mit Christus identifiziert haben. Der literarische Ort, an dem dies vielleicht am Eindrucksvollsten geschieht, ist die Einleitung zum Johannesevangelium, die Sie vorhin als Lesungstext gehört haben. Hier wird aus Frau Weisheit das Wort Gottes. Dieses Wort, der Logos, war nicht nur – wie die Weisheit – bereits „im Anfang bei Gott“ (Johannes 1,1) – nach Johannes hat der Logos sogar mitgewirkt an der Schöpfung, und er ist schließlich Mensch geworden. Aus der strengen Lehrerin, die aus höchster Höhe mahnt, wurde ein Mitmensch, der uns die Herrlichkeit Gottes gezeigt hat. Diese Auslegung von Sprüche 8 hat dann auch die weitere Rede von Gott und der Trinität über Jahrhunderte maßgeblich bestimmt.

Ich glaube allerdings, dass eine christologische Deutung unseres Textes, also die Übertragung der Frau Weisheit auf Christus, nicht statthaft ist, und zwar nicht nur aus Rücksicht auf das christlich-jüdische Gespräch. Hier hebt man ja zu Recht hervor, dass damit eine Verständigung mit Jüdinnen und Juden über die Auslegung des Alten Testaments unmöglich gemacht wird. Nein, die Identifikation der Weisheit mit Christus ist auch deshalb nicht legitim, weil die moderne Bibelexegese zeigt, dass die Rede der alten Frau und Begleiterin Gottes nicht eine Mittlergestalt darstellen will, die selbst Gott ist, sondern – wie Bernd Schipper zu Recht kommentiert hat – in literarisch kunstvoller Gestaltung zunächst die Lehrautorität der Weisheit besonders betonen soll.

Aber dabei bleibt der Verfasser nicht stehen: Wenn er hervorhebt, dass Frau Weisheit beim Schöpfungswerk Gottes beständig anwesend ist, dann will er damit auch zeigen, dass unserer Welt eine Rationalität zugrunde liegt, die verschüttet wurde, die wir aber wiederentdecken können, wenn wir uns auf unsere Fähigkeit zur Welterkenntnis besinnen. Diese Rationalität bezieht sich nicht nur auf die Ordnung der Schöpfung im Sinne der Naturgesetze und ermöglicht uns nicht nur die Entdeckung schwarzer Löcher in unvorstellbarer Entfernung, sondern sie erstreckt sich auch und vielleicht sogar in erster Linie auf das Zusammenleben der Menschen hier auf Erden. Die Weisheit Gottes ist keine Ratgeberweisheit und auch keine Allerweltsweisheit, sondern sie ist weltliche Weisheit, Weltweisheit, mit der man Zwistigkeiten zwischen Menschen ausräumen und Staaten regieren kann. Wer weise ist, ist stark, aber nicht, weil er über militärische Macht, sondern weil er über Einsicht darüber verfügt, wie unsere Welt aufgebaut ist, und darum weiß, dass sie sich tatsächlich göttlichem Wirken verdankt. Wer der Weisheit folgt – nicht mehr und nicht weniger meint dieser Text – hat die Weltformel. Das ist gerade an einer Universität ein tröstlicher Gedanke: dass unser Bemühen um Wissen und Einsicht in das, was die Welt im Innersten zusammenhält, nicht vergebens ist, auch wenn unsere Schritte klein sein mögen und wir uns allzu häufig von der Aussicht auf Gold und erlesenes Silber in Form von Drittmittelgroßprojekten und akademischen Ehrungen vom geraden Pfad der Weisheit abbringen lassen.

Doch was passiert, wenn die Menschen dem Appell der Weisheit nicht folgen? Dann droht ihnen Verderben und Tod, mahnt Frau Weisheit am Schluss ihrer Rede. Aber ist dann auch Gottes wunderbare Schöpfung als Ganze Verderben und Tod ausgeliefert? Diese Frage beantwortet der Text nicht. Er ist vielmehr von einem Grundoptimismus durchzogen, den nachzuvollziehen vielen von uns heute schwerfällt. Wir nehmen vor allem die Gefährdung der Schöpfung und die dunklen Seiten menschlichen Zusammenlebens in Form von Versagen, Verbrechen und Krieg wahr. Wir hören den Ruf der Weisheit, aber wir folgen ihm meistens nicht, sondern zerstören die Schöpfung und befehlen uns gegenseitig.

Dass damit aber nicht das *letzte*, sondern lediglich das *vorletzte* Wort gesagt ist, macht der Blick auf das Neue Testament deutlich. *Erst hier* und *erst jetzt* kommen Leben und Werk Jesu in den Blick: Gott ist nicht bei Appellen stehengeblieben. Er ist weitergegangen. Er hat sich um uns gekümmert, als wir versagt haben. Er hat uns gerettet, als wir die Weisheit gehasst, uns selbst „gewalttätig behandelt“ und den Tod geliebt haben (Vers 36). Dort, wo die Rede von Frau Weisheit aufhört, dort hat Gott in Christus angefangen, „und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit“ (Johannes 1,14). Die Weisheit von der dieser Text spricht, hat Christus uns erneut in Erinnerung gerufen, aber mehr noch: Christus hat uns auch dazu *befähigt*, weise zu sein, wenn wir der Macht des Gekreuzigten und Auferstandenen vertrauen.

Einsicht und Klugheit liegen vor uns, wir müssen und wir können sie ergreifen und so der Macht der Finsternis und des Todes widerstehen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.

**Zusammen als Geschwister: Röm 8,14-17**

*Dr. Matthew Ryan Robinson, PhD*

*05. Mai 2019, Misericordias Domini*

Liebe Schwester und Brüder,  
es ist Osterzeit; eine Zeit der Freude und Hoffnung. Jetzt ist Frühling, Frühling bedeutet verheißungsvolle Knospen auf Bäumen und ein erstes Blühen der Pflanzen. Damit vollzieht sich jedes Jahr aufs Neue Hoffnung vor unseren Augen: Aus dem Vergangenen springt eine neue Schöpfung; steht neues Leben auf. Bei der Gartenarbeit ist diese Hoffnung besonders greifbar. Vielleicht waren sogar gestern, trotz des Regens, welche von Ihnen mit Arbeit im Garten beschäftigt. Ich wette, es gibt viele unter uns heute, die in der vergangenen Woche mit der Arbeit im Garten beschäftigt haben. Sie haben dabei eine Art Treue an dieser Hoffnung ausgeübt. Und das finde ich gut so. Ostern und Frühling, Auferstehung und neue Schöpfung, erinnern uns jedes Jahr daran, dass wir einen Geist der Kindschaft unseres Vaters und Schöpfers empfangen haben.

Aber wir, *„die wir den Geist als Erstlingsgabe haben, seufzen in uns selbst und sehnen uns nach der Kindschaft.“* Wie das? Am Anfang des 8. Kapitel hatte Paulus den Höhepunkt seiner Darstellung der Heilsgeschichte schon erreicht: *„So gibt es nun keine Verdammnis für die, die in Christus Jesus sind.“* Halleluja. Wir haben das Gesetz des Geistes, nicht mehr das des sündigen Fleisches, wir haben einen Geist der Kindschaft, nicht der Knechtschaft. Und *„welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.“* Denn wir lesen in diesem Zusammenhang, dass wir *„den Geist der Kindschaft empfangen haben, durch den wir rufen: „Abba, Lieber Vater“.* Nun bleibt es nur, dies zu verstehen und zu zelebrieren. Doch einen Haken gibt es bei der Sache: Zugleich warten wir auf die Kindschaft und sehnen uns nach ihr. Liebe Brüder und Schwester, sind wir denn nun die Kinder Gottes oder nicht? Wann und wie sollen wir es werden?? Mit dieser Spannung befasst sich die ganze Heilsgeschichte. Und mit dieser Spannung befasst sich auch der ganze Gottesdienst. Deswegen findet sich in unserer Liturgie neben dem Lobgesang auch ein Sündenbekenntnis. Am Anfang haben wir es gesprochen. Mit Worten aus dem Jesajabuch. Wir sollen nicht voreilig mit dem Feiern anfangen – auch nicht in dieser Osterzeit. Wir zelebrieren nicht uns selbst mit dem Ruf *„Abba, lieber Vater.“* Auf den Ruf folgt bei Paulus die Rede vom Leiden und Seufzen. Nicht nur wir, die Menschen, seufzen, sondern die ganze Schöpfung. Es scheint bei Paulus und seiner Gemeinde in Rom nicht alles so gewesen zu sein, wie es sein sollte. Wie bei uns heutzutage. Damals wie heute tritt die Barmherzigkeit Gottes in unsere Situation hinein. Wir brauchen sie immer noch. Wäre alles perfekt, bräuchten wir keine Barmherzigkeit. Es ist aber nicht nur die Logik der Sache, sondern die Wortwahl selbst, die unsere Aufmerksamkeit darauf hinlenkt. Wir ahnen, dass das Empfangen der Verheißung keine bloße Ergebnisfeststellung und Proklamation

ist. Auch setzt die Verheißung nicht erst mit uns ein. Sie ist schon lange vor unserer Zeit an Menschen ergangen. Wir treten ein Erbe an, das wir weiter fortsetzen können und sollen.

Wir zelebrieren nicht, sondern wir rufen „Abba, lieber Vater.“ Dieser Ruf ist eigentlich ein Geschrei. Gab es noch andere Kinder in der Schrift, die ebenfalls zu dem Gott ihrer Väter gerufen und geschrien haben? In Exodus 2 und 3 heißt es:

*„Lange Zeit danach starb der König von Ägypten. Und die Israeliten seufzten über ihre Knechtschaft und schrien, und ihr Schreien aus ihrer Knechtschaft stieg auf zu Gott. Und Gott erhörte ihr Wehklagen und gedachte an seinen Bund mit Abraham, Isaak und Jakob. Und der HERR sprach: Ich habe das Elend meines Volks in Ägypten gesehen, und ihr Geschrei über ihre Bedränger habe ich gehört; ich habe ihre Leiden erkannt.“*

Hinter dieser Septuagintastelle und unserem Predigttext steht derselbe Wortstamm. Das Verb κράζω kann semantisch einen chaotischen und unangenehmen Notruf implizieren. Das Seufzen, Sehnen und Wehklagen kommt von στενάζω. Dieses steht für ein Ächzen, das aus Überlast und Verzweiflung hervorkommt. Durch die gemeinsame Wortverbindung entsteht eine ausdrückliche Verbindung zwischen der Geschichte der Söhne Israels und der Situation im Römerbrief. Zwei Geschichten aus verschiedenen Zeiten, die Paulus bewusst ineinanderschiebt.

Weiter versteht er diese als Geschichten, in die die schöpferische Handlung Gottes hineinverwoben ist: Die Wehklagen - στεναγμοί - der Kinder Israels sind das Echo des στεναγμόν Evas in Genesis 3,16 „Und zur Frau sprach er: Ich will dir viel Mühsal schaffen, wenn du schwanger wirst; unter Mühen sollst du Kinder gebären.“ Diese Stelle spricht zugleich vom Untergang der Schöpfung sowie von Hoffnung auf Rettung hin. Dies wird illustriert mit der Geburt eines Kindes, dem Ankommen eines neuen Lebens. „Unter Mühen sollst du Kinder gebären.“ Insgesamt werden vier Momente der Heilsgeschichte Gottes in unserem Predigttext gleichzeitig angesprochen: Immer wieder mit Wehen und Hoffnung. Bei Eva, bei den Kindern Israels, bei der Gemeinde in Rom und schließlich auch bei uns.

Wir haben Teil an dieser Geschichte. Das ist zumindest die Behauptung der paulinischen Theologie im Römerbrief. Die Geschichte ist keine Metapher. Kein Gedankenspiel. Sie möchte auch nicht eine genaue Gliederung und Zusammenfassung einer Glaubenslehre sein. Die Geschichte soll nicht gelesen werden; sie soll auch von uns bewohnt werden. Sie wird bewohnt mit Seufzen und Rufen. Geschieht das auf Hoffnung oder Verderben hin?

Es kommt drauf an, wie wir diese Geschichte bewohnen. Und worauf sich die Realität bezieht. Der kosmische Rahmen bzw. die universale Argumentationsweise, mit der Paulus den Brief eröffnet, ist entscheidend. Dort thematisiert er die Rechtfertigung aller Menschen und verortet darin das Sehnen nach Kindschaft. Der Anfang des Briefs nimmt als Ausgangs- und Hauptreferenzpunkt die Schöp-



fung der Welt, die Beziehung zwischen Schöpfer und Geschöpf, und eine Gerechtigkeitskonzeption, die sich durch richtig gelebte Verhältnisse zwischen Geschöpfen und der Schöpfungsordnung auszeichnet. Den Rahmen des vorliegenden Briefskapitels bietet damit gewissermaßen eine Art theologischer Naturrechtsphilosophie. Ungerechtigkeit bedeutet als Geschöpf in der Schöpfung zu sein, ohne aber auf andere Geschöpfe zu achten. Ungerechtigkeit bedeutet, den eigenen Platz in der Schöpfung zu verkennen und die eigenen Handlungen im Blick auf deren Konsequenzen für die weitere Schöpfungsgemeinde zu ignorieren. Auf diesen Rahmen wirkt die Gerechtigkeit Christi: Durch Veränderung der Stellung der Sünde *Adams* – d.h., dem Ursprung in der Schöpfungsgeschichte – führt die Gerechtigkeit Jesu alle Menschen zur Rechtfertigung. Deshalb die sogenannte Adam-Christus-Typologie. Wie die Sünde durch einen Menschen in die Welt gekommen ist, nämlich Adam, wird sie auch durch einen Menschen, nämlich Jesus, genommen.

Die Geschichte Israels wird in diesen Schöpfungsrahmen hinein gezeichnet – von der Wanderung Abrahams im Glauben, der, so Paulus, ihm zur Gerechtigkeit angerechnet wurde, über die Wehklagen Israels, die im Exodus auf Hoffnung hinführten. (Kapitel 8) Schließlich denkt Paulus im Römerbrief dann noch über die Frage nach der Vollendung der Verheißung Gottes an Israel nach (in den Kapiteln 9-11). Die Geschichte der Kinder Israels wird in die Ordnung aller Schöpfung hineingelesen, die Christengemeinde in Rom in die Geschichte Israels, und dies führt schließlich für uns Leserinnen und Leser zu der Gemeinde aller Christinnen und Christen, die sich zu dieser Geschichte bekennen. Sodass wir in Gemeinschaft mit allen Kindern und allen Geschöpfe Gottes leben dürfen. Und damit Gott sich aller erbarme.

Wehklagen und Rufen entstehen aus ungerecht geordneten, nicht ausgewogenen Verhältnissen in der Schöpfung. Dies betrifft sowohl auf die Ebene der Sozialordnung als auch die Ebene der Naturordnung. Es mag nicht überraschend sein, denn, das Wortähnliche *κράζειν* findet man auch in Genesis 18, der Erzählung von Sodom und Gomorrah. Ebenso in Hiob und in Nehemiah 5; alles Situationen, die durchweg von Sozialungerechtigkeit oder Naturkatastrophen gekennzeichnet sind. Das Wehklagen und Rufen sind im Grunde genommen also eine Form des Protestes. Nicht nur im religiös-spirituellen Sinne, sondern auch im physikalischen Sinne des Innewohnens der Schöpfungsordnung. Der Protest weist auf die Hoffnung nach Gerechtigkeit, Kindschaft und Erlösung unseres Leibes hin.

Am 18. August 2018 saß eine [15-jährige] Schülerin namens Greta Thunberg vor dem schwedischen *Riksdag*. Liebe Brüder und Schwester, ich oute mich als jemand, der kein Umweltaktivist ist. Ich kann nicht mit stolzer Brust sagen, ich wäre ein vorbildlicher Vertreter dieser Bewegung. Denn ich stehe hier heute nicht als besonders umweltfreundlicher Mensch. Greta hingegen hatte es satt, dass die Rede von dem apokalyptischen Klimawandel in den Medien gesendet werden sollte, diese Warnung aber keine entsprechend apokalyptische Panik ausgelöst

hat. Ganz im Gegenteil, wir nutzen *mehr* fossile Brennstoffe, nutzen *mehr* Plastik, und dadurch erhitzt sich die Erdatmosphäre, es werden die Meere verschmutzt, und täglich hunderte Tier- und Pflanzenarten umgebracht. Möglicherweise bringt sich die Menschheit selbst um. „Die ganze Schöpfung seufzt bis zu diesem Augenblick und liegt in Wehen.“ Was Paulus schreibt, ist für uns zur alltäglichen Apokalypse geworden. Diese Schuld erscheint „wie ein Riss, der aufbricht und klappt an einer hohen Mauer, die plötzlich, unversehens einstürzt“.

Der Protest von Greta Thunberg und ihren tausenden Anhängerinnen und Anhängern, ihr Seufzen und Wehen, hat mir geholfen, klarer zu sehen, was ich früher nur in einem dunklen Bild geahnt habe: Heilsgeschichte und physikalisch-materielle Ordnung der Natur überlappen sich in Vielem. Und das Heil bzw. das Verderben der Menschen hängt eng mit dem der natürlichen Welt zusammen. So hören wir es bei Paulus:

*„Die ganze Schöpfung seufzt bis zu diesem Augenblick und liegt in Wehen. Nicht allein aber sie sondern auch wir selbst, die wir den Geist als Erstlingsgabe haben, seufzen in uns selbst und sehnen uns nach der Kindschaft [...] Denn wir sind gerettet auf Hoffnung hin.“*

Im Raum des Kosmos hallen das Seufzen und das Wehen der ganzen Schöpfung wider. Mit ihr seufzen die unterworfenen Kinder, die nach Barmherzigkeit rufen und, im einfachsten Sinne, eine Zukunft erhoffen. Diese Kinder Gottes schreien protestierend nach Barmherzigkeit, damit sie eine Zukunft und ihr Erbe von einer herrlichen, bedeutungsvollen Freiheit sehen. Eine Freiheit die ihnen als Kinder der Verheißung in Christus und in Adam, d.h. als von Gott und auf Gott hin erschaffenen Menschen, gehört. Halten wir diese zwei zusammen – den kosmischen Rahmen des Briefs mit dem gerechten Geschrei nach Kindschaft – dann setzt sich die soteriologische Hoffnung des Glaubens ins Verhältnis zu einer engagierten physikalischen Treue zur Schöpfungsordnung, was wiederum die Treue Gottes an die Schöpfung abspiegelt. Der HERR harret darauf, dass er uns gnädig sei und er sich unserer erbarme. Gott, als Gott aller Schöpfung, ist aber ein Gott des Lebens und somit der Gerechtigkeit und des Rechts.

Ich frage mich, ob wir in dem berühmten Satz – „Der Gerechte wird aus Glauben leben“ – nicht zu oft den Zusammenhang von Glaube und Gerechtigkeit zu stark gemacht haben. Vielleicht ohne uns oft genug zu fragen, was dieser Zusammenhang eigentlich schafft. Die Antwort steht für uns als geistliche Gabe klar erkennbar im selben Satz. Sie lautet: Leben. „Der Gerechte wird aus Glauben → leben.“ Kommt Gerechtigkeit aus Glauben, dann kommt aus Gerechtigkeit das Leben. In unserem Seufzen und Sehnen nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. In Jesaja 11 Vers 6, schaut der Prophet eine Hoffnung darauf, dass die ganze Schöpfung in Frieden miteinander leben wird – wo es nicht mehr ein Fressen und Gefressen-Werden geben wird – und er schließt daran den merkwürdigen Satz an:

„und ein Knabe wird sie leiten“. Ein Jugendlicher oder eine Jugendliche leitet den Wandel ein. Das hat einen bestimmten Klang – heute in diesen Tagen.  
Der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.  
Amen.

***Auf Gottessuche: Ps 34,11***

*Wiss. Mitarb. Maximilian Kröger*

*12. Mai 2019, Jubilate*

Liebe Gemeinde,  
in welchen Momenten haben Sie sich das letzte Mal so richtig zufrieden gefühlt?  
Wann wirkte Ihr Leben erfüllt? Wann schien alles auf der Welt für Sie so zu sein,  
dass Sie nichts mehr daran hätten ändern wollen?

War es vielleicht nach dem Abschluss Ihrer Ausbildung oder Ihres Studiums?  
War es nach dem letzten Gehaltscheck oder vielleicht nach einer Beförderung  
auf Ihre Traumstelle? Oder vielleicht bei der wohlverdienten Anerkennung  
durch die KollegInnen beim Antritt Ihres Ruhestandes?

Wohlmöglich gab und gibt es bei uns allen diese Momente, die uns dazu bewegt  
haben, etwas erreichen zu wollen, auf ein Ziel hinzuarbeiten und dann stolz und  
zufrieden dieses Ziel erreicht zu haben. Gleichwohl wird sich wahrscheinlich auch  
bei uns allen das Gefühl irgendwann wieder verflüchtigt haben, so dass wir von  
Neuem dazu angestoßen wurden, nicht in Stillstand zu verharren, sondern unse-  
ren Weg weiterzugehen, uns zu verbessern in dem, was wir tun, unser Wissen zu  
vergrößern und neue Errungenschaften zu entwickeln. Es ist demnach nur  
menschlich, sich als Suchende durch die Welt zu bewegen. Sie und ich, liebe Ge-  
meinde, die wir uns heute hier in der Schlosskirche versammelt haben, blicken  
wahrscheinlich noch mit einem weiteren Aspekt auf uns als Suchende, nämlich als  
Gottessuchende. Ist es nicht der Kern von Theologie, dass sie immer Rede von  
und damit zugleich die Suche nach Gott ist? Und ist die Theologie nicht inzwi-  
schen so selbstverständlich die Rede von Gott, dass sie alles andere als selbst-  
verständlich geworden ist? So kommt es mir zumindest vor, wenn ich den Aus-  
spruch des Beters von Psalm 34 vor mir sehe. Dort heißt es in V. 11 – und dieser  
Vers ist heute der Predigttext: „Löwen mögen darben und hungern, denen aber,  
die Jahwe suchen, fehlt nichts Gutes.“ (Ps 34,11)

Der Beter spricht es so selbstverständlich aus: Wer Gott sucht, dem fehlt nichts  
Gutes. Selbst ein Löwe, der König der Tiere, ein Reicher und erfolgreicher Alles-  
könner sozusagen, wird seinen Hunger, seine Sehnsucht, nicht stillen können.  
Aber jemand, der Gott sucht, hat keinen Mangel an irgendeinem Gut – Aber, wie  
geht man denn auf Gottessuche? Ein guter spontaner Anfangspunkt könnte  
schon mal der Gottesdienst sein. Suche ich hier Gott oder lasse ich mich doch e-  
her hier von ihm finden? Im Gesang? In der Lesung? In der Predigt vielleicht? Im  
Gottesdienst erklingt Gottes Wort auf vielfältige Weise. Hier hören, beten und  
singen wir mit den Erzählungen von und über Gott, wie sie uns in der Bibel vielfäl-  
tig zusammengetragen und überliefert sind.

Zugleich – und das möchte ich betonen – sind es aber auch Erzählungen einer Emanzipations- und Erkenntnisgeschichte des Menschen. Es geht um das eigene Sich-Erschließen, oftmals auch um das eigene Sich-Verschließen. Der Mensch bedient sich seines Geistes, seiner Sprache, erschafft und strukturiert sich seine Wirklichkeit. Dennoch schafft er es nicht, den unaussprechlichen, unbeschreiblichen Sinn seines Lebens vollends zu erfassen. Er versucht es dennoch, immer wieder. Darin liegt auch unser Bemühen, wenn wir heute mit dem Beter von Ps 34 in seinen Lobpreis einsteigen wollen.

Ja, der ganze Ps 34 ist ein Loblied auf Gott aus dem sog. Davidpsalter. Der Beter lobt und preist Jahwe aus vollem Herzen. Warum? Als er Jahwe suchte, da antwortete er ihm. Als er um Hilfe rief, da rettete er ihn aus seiner Furcht. Wer in seinem Elend ruft, der wird erhört. So die Botschaft. Der Bote Jahwes kommt dem, der sich fürchtet, zur Hilfe. Der Beter ruft die Barmherzigkeit Jahwes geradezu heraus: „Schmecket und sehet, wie freundlich der HERR ist. Wohl dem, der auf ihn trauet!“ Voraussetzung für das Gute ist die Gottesfurcht – das Vertrauen auf, der Glaube an Gott. Denn es heißt: Diejenigen, die glauben, haben keinen Mangel. Die den HERRN suchen, haben keinen Mangel.

Suchen hängt demnach mit Glauben zusammen. Das macht es nicht einfacher. Was bei dem Beter so überzeugt und leicht klingt, wirkt bei genauerem Nachdenken bedrohlich schwer. Sich methodisch auf die Suche zu begeben, Welt und Wirklichkeit zu strukturieren und in ein religiöses Deutungssystem zu übertragen, mag ja noch funktionieren, aber wie beginnt der Mensch zu glauben?

Versuchen Sie doch einmal, liebe Gemeinde, sich daran zu erinnern, wann der Glaube in Ihr Herz einzog.

Vielleicht war es in einem dieser Momente, in denen die Zeit still zu stehen scheint, wo etwas in den Alltag hineinbricht und alles verändert. Etwas, das anders ist und nicht normal. In der Musik oder Literatur. In der Arbeit. In der Natur. Vielleicht war es der Moment, als ein neuer Mensch in Ihr Leben trat und sich ein warmes Kribbeln im Bauch ausbreitete und sich in Liebe ergoss. Vielleicht war es der erste Atemschrei Ihres Kindes nach der Geburt, der Sie das Leben ganz neu spüren ließ. Oder auch als Sie Ihr Kind, das Sie von Anfang an begleiteten, nach vielen Jahren noch einmal mit ganz neuen Augen sahen. Vielleicht war es aber auch der tiefe Schmerz von Verlust, der Ihrem Glauben alles abverlangte. An das Wann können Sie sich vielleicht erinnern. Das Wie hatten Sie vermutlich nicht in der Hand. Solche Momente kommen einfach. Man ist ihnen schlicht ausgeliefert. Gottessuche wird relevant, wenn das Leben spürbar wird. Wenn wir erkennen, wie kostbar dieses Leben ist, das uns allen gegeben wurde. Aber auch wenn wir merken, wie zerbrechlich es ist, wie abrupt sich Gutes in Schlimmes und Licht in Finsternis wandeln kann.

Beeindruckend sind dann meistens die Menschen, von denen man gern als „Lebenskünstler“ spricht. Egal, ob Regen oder Sonne, Tief oder Hoch, diese Menschen scheinen durchs Leben zu tanzen und irgendwie aus allen Situationen das Beste zu machen. Wie diese Kunst zu beschreiben ist, überlasse ich der Resilienz-Forschung. Dass aber bestimmt auch der Glaube an Gott Menschen zu „Lebenskünstlern“ macht, kann ich hier mit Gewissheit sagen!

Denn „Schmecket und sehet, wie freundlich der HERR ist“ – spricht der Psalmbe-ter: Es ist eine Einladung in Gottes Barmherzigkeit. Es ist die große Zuversicht, dass das Gute über das Schlechte siegt, dass nach Dunkelheit ein neuer Tag anbricht, dass das Leben den Tod überstrahlt. Vielleicht passt auch hier wieder der Begriff „Sehnsucht“ ganz gut. Wir Menschen sehnen uns nach dem Guten, nach Erfüllung, nach Frieden. Es ist eine Sehnsucht, die der Mensch in sich trägt und die wie der „innere Kompass“ eines Zugvogels funktioniert – wie von guten Mächten wunderbar geborgen. Wer sich auf Gottessuche begibt, findet diese Sehnsucht in nahezu allen Menschengeschichten. Es sind Erzählungen, die uns in einer besonders pointierten Weise in die uns wohlvertraute Wirklichkeit hinein-stellen. Sie bieten uns sprachlich formulierte, nur im Medium der Sprache „exis-tierende“ Deutungsmuster für unsere eigene Lebenswelt an. Allem voran finden sich solche Erzählungen in der Bibel: Sie beginnt mit der guten Schöpfung, dem Segen Gottes für sein Volk, der Befreiung Israels aus der Unterdrückung in Ägyp-ten. Die Treue Gottes manifestiert sich in den Bundesschlüssen. Auch wenn die Treue der Menschen zu ihrem Gott oftmals der eigenen Schwäche erliegt, erneu-ert dieser seinen Bund unermüdlich mit ihnen und vermittelt somit die Zusage und Hoffnung auf ein Leben in Frieden – und zwar eines allumfassenden Friedens, wo sich nicht nur Sicherheit und Ruhe, sondern auch Gesundheit und Freude er-eignen.

Schalom, Frieden, meint Vervollständigung, er ist damit mehr als Frieden, er ist Zufriedenheit – Zu-Frieden-heit: Kein Zustand, sondern ein Prozess, ein Weg da-hin. Es ist der reflektierende Blick des Volkes Israel, der diese Geschichten ge-formt hat. Es ist der Blick zurück auf die Momente, die bahnbrechend, ja gar zer-störerisch, in jedem Fall entscheidend für das Selbstverständnis des Gottesvolkes waren.

Es gibt sie, auch bei Ihnen und mir – diese Momente: Sie brechen in unser Leben ein und lassen uns fühlen: Es ist so gewollt. So ist alles gut, es ist alles richtig. Ich bin richtig. Ich bin zufrieden.

Diese Momente machen nicht beim biblischen Sprechen Halt, sondern führen sich in immer neuer Form fort und vergegenwärtigen sich. Ich kann auf meine eigene kleine Geschichte blicken. Momente der Zufrieden-heit? Ja, ich kenne sie. Als Kind in den Armen meiner Mutter, als Jugendlicher

beim Paddeln mit der Jugendgruppe in Schweden, am Lagerfeuer sitzend oder in den klaren Sternenhimmel blickend, nächtelang. Beim Segeln mit meinem Vater, wenn ich den Blick über den weiten Horizont streifen ließ, der Wind mir durch die Haare wehte und die Wellen in ihrem wohligen Auf und Ab ihren ganz eigenen Rhythmus heraufbeschworen. Zufriedenheit gab es auch, als ich gebraucht wurde, damals im Zivildienst im Krankenhaus oder auch bei meiner Arbeit in der Behinderteneinrichtung. Ich danke Ruth und den anderen Bewohnern dieser Einrichtung für ihre Herzlichkeit, Ehrlichkeit und Offenheit, die mich erblicken ließ, wie sehr Gott in den Schwachen mächtig ist. Die Klänge, Bilder und Erfahrungen meiner Kindheit und Jugend waren geprägt von solchen Momenten, ohne die ich vermutlich heute nicht vor Ihnen hier in der Kirche sprechen würde.

Ich bin mir sicher, auch Sie kennen diese Momente. Und wie ich, so sehnen vielleicht auch Sie sich ab und an nach diesen Momenten zurück, in denen alles so friedlich war und sich Ihre Erfüllung im schlichten Sein und im Mit-anderen-sein bestimmte. Die Bibel beschreibt diese menschlichen Erfahrungen, diese Sehnsucht mit ihren Worten. In Psalm 34 heißt es weiter: „Suche Frieden und jage ihm nach.“ Auch der Beter weiß, dass das Leben von Dynamik bestimmt ist.

Sich auf die Suche nach Gott zu begeben, bedeutet, sich als Teil dieser Dynamik zu begreifen. Wie ein Leuchtfeuer oder wie ein heller Stern in der Nacht, drängt sich Gottes Frieden ab und an hinein in diese Dynamik. Dann haben wir bereits Anteil am großen Frieden Gottes, und zwar in diesen eben beschriebenen Momenten. Sie bestätigen unsere Sehnsucht, justieren unseren Weg neu, lassen uns Prioritäten anders stecken, Kraft tanken, Mut schöpfen und sie können helfen, uns selbst zu überdenken. Diesen Momenten sollen wir nachjagen.

Es ist alles andere als einfach. Manchmal ist es, als hätte man sie fast erwischt, die volle Zufriedenheit. Doch dann ist sie einem schon wieder voraus. Es ähnelt einem Wettlauf. Man kann daran verzweifeln. Jedes Bewegen birgt auch ein Risiko in sich. Man kann fallen oder falsch abbiegen. Wer sich auf die Suche begibt, dem wird nicht nur Gutes widerfahren. Losgehen bedeutet, ein Risiko auf sich nehmen. Aber dieses Losgehen bedeutet auch Lebensfülle, sich entwickeln, andere auf ihren Wegen treffen, beeinflussen und beeinflusst werden: es bedeutet Teilhabe am eigenen und am Leben anderer. Ja, wer in Gemeinschaft lebt, dem wird es an nichts Gutem mangeln.

Daraus ergibt sich eine gewaltige Chance. Wir können Kraft schöpfen aus den Momenten, die schon waren, weiter jagen, uns innerhalb dieser Dynamik begreifen und voranschreiten. Gottessuche ist somit eine Einladung die Welt zu gestalten und zu ändern, am großen Frieden mitzuwirken.

Das Hineinbrechen dieses Friedens in das menschliche Leben – es geschah, und wir erinnern uns an Weihnachten daran. Es geschieht auch im Hier und Jetzt, etwa wenn Versöhnung statt Feindschaft herrscht, wenn Freude über Trauer siegt, wenn Einsicht über Blindheit tritt, wenn Liebe stärker ist als Hass, wenn der Tod nicht das letzte Wort hat.

Gottessuche führt Menschen zusammen, stiftet Gemeinschaft, lässt schon jetzt spüren, was noch nicht ist. Frieden, Heil, Barmherzigkeit, volle Liebe.

Lassen Sie uns jubeln über das Geschenk unseres Lebens, lassen Sie uns die Freundlichkeit Gottes schmecken und lassen Sie uns dem Frieden nachjagen auf der Suche nach Gott!

Amen.



**Mit Sang und Klang: 1 Sam 16,14-23**

Prof. Dr. Michael Meyer-Blanck

19. Mai 2019, Kantate

Liebe Gemeinde,

waren Sie schon einmal „von allen guten Geistern verlassen“? Man sagt das so leicht daher, über andere oder zu anderen, die etwas Verrücktes vorhaben – und man meint das in der Regel nicht ganz ernst. Aber es gibt ja so etwas tatsächlich: Der Lebensgeist gewichen, die Spannkraft draußen, die eigene Energie zusammengefallen – wie ein platter Fußball. Manchmal fehlt nicht irgendetwas, sondern das Entscheidende: Der Lebensmut. Der Antrieb für den einfachsten nächsten Schritt ist nicht da und die Zuversicht weicht, dass ich den bevorstehenden Tag packen kann.

Das ist besonders dann der Fall, wenn einem die Aufgaben über den Kopf wachsen und wenn man dabei das Gefühl hat, trotz aller Anstrengungen nicht weiter zu kommen. Viel Arbeit und dabei *viel Erfolg* – das ist Lebensenergie und Adrenalin; aber viele Aufgaben und Mühen – und kein Durchkommen und keine positive Resonanz, das ist das, was man gemeinhin „burnout“ nennt – Ausbrennen durch äußere und innere Aufreibung. Ich schaffe es nicht mehr, ich will es nicht mehr, ich habe keine Kraft mehr. Das Gefährliche dabei ist bekanntlich: Vom begeisterten Adrenalin-Rausch bis zum „burnout“ ist oft nur ein kleiner Schritt.

Eine solche Geschichte wird im 1. Buch Samuel von Israels erstem König Saul erzählt. Saul ist ein erfolgreicher Feldherr und dann auch König. Doch plötzlich wird er seines gesamten Tuns und Seins unsicher. Wir lesen in 1 Sam 16:

*14 Der Geist des HERRN aber wich von Saul, und ein böser Geist vom HERRN verstörte ihn. 15 Da sprachen die Knechte Sauls zu ihm: Siehe, ein böser Geist von Gott verstört dich.*

Es muss schlimm stehen um den erfolgreichen König – denn schon seine Knechte stellen die Diagnose: Du bist von allen guten Geistern verlassen. Du bist von einem bösen Geist verstört und: – was ein Wagnis vor dem König – der böse Geist in Dir, *der kommt von Gott*. Die Knechte diagnostizieren eine Störung. Der Luthertext von 1912 lautete: „ein böser Geist vom Herrn machte ihn sehr unruhig“. Das ist ja in der Tat eines der schlimmsten Symptome seelischer Beeinträchtigung: Die innere Unruhe, die zugleich Symptom ist und Symptomverstärker. Man kann sich auf nichts mehr konzentrieren – und gerade das macht alles nur noch schlimmer, den Berg der Aufgaben und die eigene Angst davor. Verstört und unruhig, von allen guten Geistern verlassen: So steht es mit dem König. Das hebräische Verb (בעת) an dieser Stelle betont das Plötzliche: Der böse Geist kommt überfallartig. Eben noch schien alles normal zu laufen, und dann, auf einmal, ein kleiner Auslöser reicht – und man wird geistlos und alles scheint nicht mehr zu bewältigen zu sein.

Doch Saul, der König, hat es gut getroffen mit seinen Mitarbeitern. Sie wissen, was für den Chef gut ist. Sie haben eine musiktherapeutische Zusatzausbildung. So reden sie mit dem König:

*16 Unser Herr befehle nun seinen Knechten, die vor ihm stehen, dass sie einen Mann suchen, der auf der Harfe gut spielen kann, damit, wenn der böse Geist Gottes über dich kommt, er mit seiner Hand darauf spiele, und es besser mit dir werde. 17 Da sprach Saul zu seinen Knechten: Seht nach einem Mann, der des Saitenspiels kundig ist, und bringt ihn zu mir. 18 Da antwortete einer der jungen Männer und sprach: Ich habe gesehen einen Sohn Isais, des Bethlehemiters, der ist des Saitenspiels kundig, ein tapferer Mann und tüchtig zum Kampf, verständig in seinen Reden und schön, und der HERR ist mit ihm.*

Saul nimmt die Idee gern auf. Wie kluge Mitarbeiter so sind, legen sie dem König den Befehl selbst in den Mund. Er befiehlt genau das, was sie ihm vorgeschlagen haben. Therapeutisch könnte man sagen: Saul arbeitet mit den Helfern zusammen. Er hat noch so viel Gespür und Realitätssinn, dass er merkt: Die meinen es gut mit mir; ich lasse mich auf das Vorgeschlagene ruhig einmal ein.

Und nun wird das Therapeutikum ausführlich beschrieben und in den schönsten Farben gemalt: Es ist David, ein Mensch, in dessen Nähe es einem einfach wohler wird. Wir nennen das heute positive Ausstrahlung, eine gewinnende Persönlichkeit oder Authentizität; in biblischen Zeiten nannte man das einen Menschen voller Weisheit. Die Josefsgestalt in 1 Mose 37-50 ist die Verkörperung solcher Weisheit: Klugheit, Zielstrebigkeit und das Glück des Tüchtigen – das ist Josef: „Und der Herr war mit Josef, so dass er ein Mann wurde, dem alles glückte“, heißt es in 1. Mose 39,2 – Josef ist die persönliche Verkörperung der Weisheit. In ähnlicher Weise wird hier der junge David geschildert: „ein tapferer Mann und tüchtig zum Kampf, verständig in seinen Reden und schön, und der HERR ist mit ihm“. Tapfer, tüchtig, verständig und schön – mit solchen Menschen umgibt man sich gerne, denn irgendetwas davon muss ja abfärben. So der Rat der Knechte.

Besonders zu nennen ist schließlich das Wichtigste an dieser Geschichte: David ist nicht nur weise, sondern er ist ein Musiker. Für die Erzählung gehört beides zusammen. Der wahrhaft Weise ist Musiker und die wahren Musiker sind Menschen von Weisheit. Und darum gehört diese schöne Geschichte vom schönen jungen David zum Sonntag Kantate: Weil die Musik schön und weise macht.

Man kann nun viele gute Gründe nennen, warum das so ist. Zunächst ist das bewusste Hören und Spielen von Musik konzentrationsfördernd. Besonders beim Singen kräftigt man Atem und Kreislauf – und manchmal singt man auch den gesamten Frust aus sich heraus. Eine Chorprobe am Abend wirkt Wunder. Man tut etwas anderes und kommt auf andere Gedanken. Vor allem liegt die therapeutische Wirkung wohl darin, dass man selbst etwas macht und von dem eigenen aktiven Tun mitgerissen wird, *von sich weg, in eine andere Welt, die höher ist als*

alle Vernunft. Musik versetzt einen in eine aktivische Passivität: Ich tue etwas und werde dabei gleichzeitig von meinem eigenen Tun frei. Ich singe und höre und werde dabei zu einem anderen: Zu einem Wesen, das schwingt und klingt und einstimmt in das Sein mit den anderen und mit der Welt: Ich werde ein Hörer. Damit sind Sang und Klang auch ein Gleichnis des Glaubens und des Betens. Musik und Glaube sind Phänomene des Aus-sich-heraus-Gehens und der veränderten Wiederkehr zu sich selbst. Es gibt kaum ein intensiveres Bei-sich-selbst-Sein als das Gebet. Und der Glaube ist eine eigentümliche Aktivität, in der ich das Wesen von allem erfasse. Glaube ist die – wenn auch meist nur ganz kurzzeitige – Schau des Lebens, der Welt und des Seins. Wenn das geschieht, wenn wir beten, wenn wir glauben, dann gewinnen wir uns selbst – und zwar gerade so, dass wir uns selbst verlieren. Glaube ist aktivische Passivität und passivische Aktivität – ein Von-sich-selbst-fortgerissen-Werden bei veränderter Wiederkehr. Luther hat das am Schluss seiner Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ so beschrieben: „Durch den Glauben fährt er [der Mensch] über sich in Gott, aus Gott fährt er wieder unter sich durch die Liebe und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe (WA 7,38; Aland 2, 273).“

Ähnliches kann man von Sang und Klang sagen: Darin geht der Mensch aus sich heraus und gerät über sich selbst hinaus und bleibt gerade so in sich selbst. In Sang und Klang erfahre ich das Leben als Gabe. Ich bin aktiv, aber ich klinge wider von dem, was mich umgibt. Ich *führe* mein Leben; aber im Hören werde ich endlich einmal passiv, ruhig und konzentriert. Ich spüre, dass alles Gabe ist. „Wer ist unter euch, der seines Lebens Länge eine Spanne zusetzen könnte, wie sehr er sich auch darum sorgt?“ (Mt 6,27) – so lautet die Weisheit des Bergpredigers: Habe Mut zu klingen und zu sein – „und der morgige Tag wird für das Seine sorgen“ (Mt 6,34).

*19 Da sandte Saul Boten zu Isai und ließ ihm sagen: Sende deinen Sohn David zu mir, der bei den Schafen ist. 20 Da nahm Isai einen Esel und Brot und einen Schlauch Wein und ein Ziegenböcklein und sandte es Saul durch seinen Sohn David. 21 So kam David zu Saul und diente ihm. Und Saul gewann ihn sehr lieb, und er wurde sein Waffenträger. 22 Und Saul sandte zu Isai und ließ ihm sagen: Lass David mir dienen, denn er hat Gnade gefunden vor meinen Augen. 23 Wenn nun der Geist Gottes über Saul kam, nahm David die Harfe und spielte darauf mit seiner Hand. So erquickte sich Saul, und es ward besser mit ihm, und der böse Geist wich von ihm.*

Die Musiktherapie ist keine Wunderheilung. Aber sie ist erfolgreich: „es ward besser“ mit Saul, heißt es. Ein rundum positives Ergebnis. Denn Krankheit ist dann zu ertragen, wenn die Tendenz stimmt. Der positive Trend ist entscheidend. Saul gelangt in plausibler Weise zur Verbesserung seines Zustandes – und es ist verblüffend, wie genau das 1. Buch Samuel hier erzählt. Der *erste Schritt* ist die Ent-

scheidung, überhaupt etwas zu tun. Das ist bekannt aus der Therapie: Sich für diese zu entscheiden, das ist oft schon der wichtigste Erfolg. Medizinisch nennt man das die Krankheitseinsicht. Der *zweite Schritt* ist das Entstehen einer vertrauensvollen Beziehung. David kommt und dient; und Saul vertraut ihm das Wichtigste an, seine Waffen. Das heißt zusammengefasst: Saul „gewann ihn sehr lieb“. Und erst der *dritte Schritt* ist das Hören auf die Musik, die David zu spielen versteht.

Es braucht Zeit, sich dem Guten anzuvertrauen, was der Andere zu bieten hat. Gut ist oft etwas anderes als gut gemeint. Die Haltung der Zuwendung zählt. Medikamente und Hilfsangebote sind hilfreich, aber noch wichtiger ist die Wertschätzung, die damit verbunden wird. Es ist ein großes Wagnis, sein Haus und sein Herz zu öffnen für das Gute, was einem angeboten wird. Ja, Geben ist nicht nur seliger als nehmen, sondern auch leichter. Das Gute von anderen annehmen ist anstrengend. Saul schafft das. Er gibt sich dem Klang hin und es wird besser mit ihm. Die Lebenskunst, biblisch gesprochen: die Weisheit besteht darin, die angebotenen Gaben zu sehen und anzunehmen. Die Therapeuten heute sprechen vom „Genuss-Training“: Wer es schafft, bewusst zu genießen, entkommt dem tiefen Tal.

Doch nun noch ein letztes, damit diese Predigt nicht zu harmonisch und nicht naiv optimistisch endet. Der Text und die gesamte Saulgeschichte ist so mutig, realistisch zu sein. Nicht nur die gute Gabe kommt her von Gott dem Herrn – sondern auch der böse Geist – kommt von Gott. Im ersten und im letzten Vers ist davon die Rede: „Ein böser Geist vom Herrn“ verstörte Saul (14) und am Schluss heißt es immer noch, dass es der Schreckensgeist Gottes ist, der ihn überfällt.

Hier steht nichts Frommes davon, dass Gott ja gar keinen bösen Geist schickt, sondern nur Gutes. Das Alte Testament ist realistischer. Bisweilen überfällt uns das Abgründige, Undurchschaubare und wir sind von allen guten Geistern verlassen. Die Weisheit und Lebenskunst der Alten bestand vielleicht darin, dafür einen Adressaten zu haben, der nicht mehr psychologisiert werden kann. Das wird dem realen Krankheitserleben wahrscheinlich gerechter als die totale Operationalisierung in eine psychologische Kausalitätsanamnese. Auch der Ungeist wird mit Gott in Verbindung gebracht. Und nicht ohne Grund wusste Luther vom verborgenen, vom fremden Gott zu sprechen. Ja, auch das gibt es: den bösen Geist, der uns überfallartig packt. Aber, so die Geschichte vom jungen David und von der Musik: Es kann dennoch besser werden. Wir leben im Glauben und nicht im Schauen (2 Kor 5,7); doch der gute Klang, er ist ein Vorgeschmack von dem, was wir sein werden (1 Joh 3,2).

Amen.

***Im Gebet als Haltung: Kol 4,2***

*Michael Pues, Studierendenpfarrer der ESG Bonn*

*26. Mai 2019, Rogate*

Liebe Gemeinde,  
das Theaterstück von Peter Barnes mit dem Titel „The ruling class“ ist eine bitterböse Satire auf den englischen Adel. Im Mittelpunkt der Geschichte steht ein exzentrischer Earl, der sich einbildet, selber Gott zu sein. Doch wie kommt er darauf? Seine Tante fragt ihn: „How do you know you're ... God?“ Wie kannst Du wissen, dass Du Gott bist? Die Antwort des Earls: „Simple. When I pray to him I find I'm talking to myself.“ Sehr einfach. Wenn ich zu ihm bete, dann spüre ich, wie ich mit mir selber rede.

Mit dieser Antwort steht der verrückte Earl in direkter Linie der Religionskritik seit Ludwig Feuerbach: Religion als eine menschliche Projektion. Eine Projektion eigener Wünsche und positiver Eigenschaften. Das „Du“ des Gebetes wird dann zum „Anderen Ich“. Das Gebet – also „nur“ ein Gespräch mit mir selbst, mit meinem Innersten? Wie auch immer - zugrunde liegt die Vorstellung, dass das Gebet ein Gespräch sei. Klassischerweise nur eben ein Gespräch mit Gott. Laut einer aktuellen Umfrage führt dieses Gespräch immerhin noch etwa die Hälfte aller Deutschen. Das Gebet wird gemeinhin als ein Reden mit Gott verstanden. Im Rahmen der Reihe des Sommersemesters hier in der Schlosskirche ist für den heutigen Sonntag eine noch einmal ganz andere Perspektive vorgeschlagen: nämlich das Gebet als eine „Haltung“ zu verstehen.

Die Haltung ist der direkten Handlung über- oder vorgeordnet. Eine Haltung entwickeln, ist so etwas wie einen inneren Kompass zu haben, der dem eigenen Handeln zugrunde liegt. Eine Haltung gründet sich in Werten, Einstellungen oder Deutungsmustern, die ich für mich entwickelt habe. Innere Haltungen beeinflussen sehr direkt unser Denken und Handeln. So ist etwa in der Diskussion um eine zeitgemäße Pädagogik die Entwicklung von Haltungen gegenüber Kindern und Jugendlichen hoch im Kurs. Haltungen können sehr hilfreich sein, z.B. im Umgang mit schwierigen, herausfordernden Lebenssituationen. Hier können entsprechende Haltungen die Resilienz, die eigene Widerstandsfähigkeit stärken. Es macht einen großen Unterschied, ob ich mich darauf einstelle, dass das Leben auch leidvolle, krisenhafte Abschnitte beinhalten wird. Wenn ich versuche, die eigenen Begrenzungen zu akzeptieren. Und damit rechne, dass andere Menschen hilfreich sein können. Ganz anders, wenn ich die Haltung entwickle, alles Schmerzhaftes zu verdrängen. Themen wie Abschied, Älterwerden, Krankheit möglichst zur Seite schiebe. Oder ich den inneren Anspruch habe, am besten alles mit mir selber auszumachen.

Haltungen haben eine große Auswirkung auf die Art und Weise, wie ich lebe, handle, Dinge bewerte und einordne.

Haltungen fallen nicht einfach vom Himmel. Haltungen werden geprägt, z.B. durch Erziehung. Haltungen entwickeln sich hoffentlich ein Leben lang. Ich kann selber an meinen Haltungen arbeiten. In Auseinandersetzung mit den Überzeugungen anderer. In der Reflexion von Traditionen oder Texten. Haltungen können sich z.B. auch aus einem Grundgesetz heraus entwickeln, dessen 70-jährigen Geburtstag wir gerade feiern. Wenn ich davon ausgehe, dass alle Menschen mit der einen Würde ausgestattet sind, Männer und Frauen in gleichem Maße. Dass alle ein Recht auf freie Entfaltung haben. Ein Recht darauf, die eigene Religion auszuüben, Asyl zu suchen. Dann beschreiben die Grundrechte grundlegende Haltungen, aus denen sich konkretes Verhalten, konkrete Regelungen und Gesetze ergeben.

Und jetzt das Gebet als Haltung.

Ich möchte diese Haltung so beschreiben: Es ist die Erwartung, dass da noch mehr ist, als ich mir selber zu sagen habe. Die Ausrichtung auf eine Perspektive außerhalb meiner selbst. Ich erwarte eine Antwort, die ich mir nicht selber geben kann. Ich rechne mit einem hilfreichen Gegenüber. Doch wohin muss ich mich ausrichten, wie und wo kann ich Gott erwarten? An welchen Orten, zu welchen Zeiten, auf welche Art und Weise? Als glaubender Mensch kommt bei der Entwicklung von Haltungen unweigerlich die biblische Überlieferung ins Spiel. Kehren wir also zurück zu unserem Gotteskämpfer Elia, der so am Boden lag. Und doch auch wieder neue Kräfte entwickeln konnte.

Elia ist am Berg Horeb und erwartet Gott. Zunächst wird es laut und gewaltig: Ein mächtiger Wind, ein starkes Erdbeben, ein gewaltiges Feuer. So wie wir Menschen uns das eben manchmal wünschen, dass Gott in diese Welt eingreifen soll: Wirkmächtig, für alle sichtbar und nachvollziehbar. Doch Elia muss weiter warten, darf sich nicht ablenken lassen von dem so gewaltigen und massiven Getöse. Denn dann folgt: Ein Nichts. Ein „Sausen“. Ein „Wehen“. Ein „Flüstern“. Wörtlich: „die Stimme einer lautlosen Windstille“. Leise, unscheinbar, fast zärtlich. Der Kontrast zu den vorher genannten Naturgewalten könnte größer nicht sein. Es braucht viel Aufmerksamkeit, um diese leise Stimme wahrzunehmen. Eine Stimme, die sich erst den Weg bahnen muss hindurch durch alle Bilder, Geräusche und die Flut von Eindrücken, die Tag für Tag auf uns einströmen.

Wenn ich die Haltung entwickle, dass Gott immer und wirkmächtig und unzweideutig zu mir spricht. Gleich einem Erdbeben oder einem Feuer. Dann werde ich große Enttäuschungen erleben. Dann wird mein Glaube in dieser Form wohl nicht überleben können. Elia hat erlebt, dass Gott auch so gewaltig erscheinen kann. Doch jetzt erfährt eine entscheidende Erweiterung. Gott auch in einem vermeintlichen Nichts. Da, wo eigentlich nichts zu hören oder zu sehen ist. Um Gott so überhaupt wahrnehmen zu können, braucht es eine Aufmerksamkeit, eine Haltung. Braucht es Unterbrechungen des Gewohnten. Braucht es andere Orte. Vielleicht ist es wie bei Elia auch ein Ort in der Natur. Auf einem Berg. Am oder auf dem Wasser. Vielleicht eine Kirche. Vielleicht ein besonders gestalteter Ort zu-

hause. Das muss nicht immer in der Einsamkeit sein. Es kann auch mitten im Alltag geschehen. In einem besonderen Moment, vielleicht gemeinsam mit einem anderen Menschen.

Und dann ist das Gebet so viel mehr als ein gesprochenes Ritual: ein Gedankenetzen, eine Ahnung, ein Gefühl, eine Idee. Oft genug ohne Sprache und ohne Worte, wie es in Psalm 19 heißt. Ein Moment, in dem auf einmal eine andere Dimension ins Spiel kommt.

Ich kehre zurück zu unserem skurrilen englischen Earl vom Anfang, der sich beim Beten selber als Gott erlebt. Das Gebet als Selbstgespräch? Ich würde dem Earl antworten: Ja, warum nicht? Vielleicht beginnt es so. Vielleicht rede ich auch mit mir selber, wenn ich bete. Weil ich reflektiere, was ich gerade erlebe, was mich beschäftigt, mich erfreut oder sorgenvoll umtreibt.

Aber das ist nicht alles. Denn da mischt sich etwas Fremdes hinein. Oder „ein Fremder“. Mischt sich ein in unser Gespräch. Ein dritter Wanderer auf dem Weg nach Emmaus. Drei Männer – oder ist es nur der eine? -, die zu Gast sind bei Abraham und Sarah. Unverhoffte, unglaubliche, beglückende Momente.

Amen.

***Sich dennoch vertragen können: Gen 21,22-34***

*Prof. Dr. Markus Saur*

*02. Juni 2019, Exaudi*

Liebe Gemeinde,  
die Geschichte ist außerordentlich verworren. Aber gibt es eigentlich Geschichten von Begegnungen zwischen Menschen, die nicht verworren sind?

Die beiden Männer, um die es geht, haben jedenfalls eine Vorgeschichte. Es ist eine Geschichte von Betrug und Begehren. Da kommt der eine als Fremder in die Gegend des anderen und lässt sich dort nieder. Und er hat eine Frau bei sich, die er als seine Schwester ausgibt. Der Einheimische sieht die Schönheit der Frau und begehrt sie, er nimmt sie zu sich – und stürzt darüber unverschuldet ins Unglück. In nächtlichen Träumen wird ihm offenbart, dass die Frau nicht die Schwester, sondern die Ehefrau des Fremden ist und dass er, der Einheimische, im Begriff ist, sich schwer zu verschulden. Der Fremde hat ihn offensichtlich belogen. Und zur Rede gestellt, versucht der Fremde sich herauszureden – die Frau sei ja tatsächlich seine Schwester, aber nur seine Halbschwester, deswegen habe er sie zugleich zur Ehefrau nehmen können. Aus Gottesfurcht gibt der Einheimische dem Fremden seine Frau und Schwester zurück, vertreibt ihn aber nicht, sondern öffnet ihm das Land, in dem er, der Fremde, sich niederlassen soll.

Es ist eine merkwürdig verworrene Geschichte von Betrug und Begehren und von missbrauchter und gewährter Gastfreundschaft, die die beiden Männer von nun an verbindet. Der eine der beiden ist Abraham, der Fremde im Land der Kanaanäer. Der andere ist Abimelech, König der Stadt Gerar im Süden Kanaans. Die Frau, um die es geht, ist Sara. Die Geschichte ist damit aber noch nicht zu Ende erzählt. Zunächst wird nun davon berichtet, dass Sara ihren Sohn Isaak zur Welt bringt – und dafür sorgt, dass ihre Magd Hagar mit ihrem Sohn Ismael, dessen Vater ebenfalls Abraham ist, von Abraham in die Wüste geschickt und damit dem Tode preisgegeben wird. Abraham erscheint in diesen Geschichten in einem äußerst ambivalenten Licht: Er hat nicht nur als Fremder seinen ahnungslosen Gastgeber Abimelech hintergangen, sondern er hat auch seinen Sohn Ismael und dessen Mutter Hagar fallen gelassen. Abraham hat sich nicht als anständiger Gast oder als verantwortungsvoller Vater, sondern als schwächlicher Feigling gezeigt. Nach der Lektüre dieser Geschichten ist vollkommen klar: Abraham ist kein Held.

Vor diesem Hintergrund überrascht die Eröffnung unseres Predigttextes, der sich im 21. Kapitel der Genesis findet. Hier ist zu lesen:

*22 Zu jener Zeit sprachen Abimelech und Pichol, sein Heerführer, zu Abraham: Gott ist mit dir in allem, was du tust. 23 So schwöre mir nun hier bei Gott, dass du*



*mich nicht betrügst und auch nicht meine Kinder und Kindeskinde. Der Freundschaft entsprechend, mit der ich an dir gehandelt habe, sollst du an mir handeln und an dem Land, in dem du als Gastfreund weilst. 24 Da sprach Abraham: Ich schwöre es. 25 Abraham aber stellte Abimelech zur Rede wegen eines Wasserbrunnens, den Abimelechs Diener an sich gerissen hatten. 26 Abimelech sprach: Ich weiß nicht, wer das getan hat. Du hast mir nichts davon gesagt, und ich habe bis heute nichts davon gehört. 27 Da nahm Abraham Schafe und Rinder und gab sie Abimelech, und die beiden schlossen miteinander einen Bund. 28 Abraham aber stellte sieben Lämmer von der Herde beiseite. 29 Da sprach Abimelech zu Abraham: Was sollen diese sieben Lämmer hier, die du beiseite gestellt hast? 30 Er sprach: Die sieben Lämmer musst du von mir annehmen. Das soll für mich das Zeugnis sein, dass ich diesen Brunnen gegraben habe. 31 Darum nennt man jenen Ort Beerscheba, denn dort haben die beiden einander geschworen. 32 So schlossen sie einen Bund in Beerscheba. Dann machten sich Abimelech und Pichol, sein Heerführer, auf und kehrten in das Land der Philister zurück. 33 Abraham aber pflanzte eine Tamariske in Beerscheba, und dort rief er den Namen des Herrn, des Gottes der Urzeit, an. 34 Und Abraham blieb lange Zeit als Gastfreund im Land der Philister.*

Die Geschichte beginnt mit einer Einsicht der Kanaanäer, die etwas in Abraham erkennen, das ihn trotz seiner Schwäche trägt: „Gott ist mit dir in allem, was du tust.“ So die Worte der beiden Kanaanäer. Diese Einsicht macht Abraham für Abimelech und Pichol zu einer bemerkenswerten, aber zugleich auch bedrohlichen Gestalt. Es ist ja durchaus verwunderlich, dass ein Stadtkönig mit seinem obersten Militär auf einen wandernden Nomaden zukommt, um mit ihm zu sprechen. Abimelech und sein Hauptmann wollen das Unberechenbare, das mit dem von seinem Gott begleiteten Abraham verbunden ist, einhegen und kontrollierbar machen und verpflichten ihn zu einem Generationen übergreifenden Treueschwur. Abraham lässt sich offenkundig ohne große Umschweife darauf ein und schwört.

Gleich darauf stellt Abraham nun aber Abimelech zur Rede wegen eines Brunnens, den die Knechte Abimelechs an sich gerissen haben – und damit wohl in die Rechte Abrahams eingreifen. Abimelech weiß offensichtlich nichts von der Sache – oder gibt vor, nichts davon zu wissen. Und nun ist es Abraham, der Abimelech zu einer Verpflichtung drängt, und zwar in der Form eines alten Rechtsbrauchs, der mit dem Austausch von Tieren einhergeht und in einen Bund zwischen Abraham und Abimelech mündet. Abimelech erkennt damit die Rechte Abrahams am Brunnen an und verpflichtet sich, diese Rechte zu wahren. Am Ende wird davon erzählt, wie der Ort, an dem sich das alles abspielt, zu seinem Namen kommt – nämlich Beerscheba. Der Name kann sowohl auf den Schwur am Brunnen, als auch auf die sieben ausgetauschten Lämmer am Brunnen verweisen. Die Pflanzung eines Baumes und die Anrufung Gottes machen aus dem Ort der wechselsei-

tigen Verpflichtung Abimelechs und Abrahams kurzerhand einen Kultort, der mit dem Gott der Urzeit in Verbindung gebracht wird. Und einen Punkt setzt die Schlussbemerkung, dass Abraham sich lange Zeit im Land der Philister als Fremder aufgehalten hat.

Die Hintergründe der Erzählung sind vielschichtig – und sie ist mit Sicherheit erst viele Jahrhunderte nach den Ereignissen in die vorliegende literarische Form gekommen. Die ersten Leserinnen und Leser dieser Erzählung sind ihrerseits bereits weit von Abraham und den Ereignissen im alten Kanaan entfernt. Aber man erzählt sich immer noch diese Geschichten von Begegnungen des Stammvaters in der Fremde. Man erzählt sie auch noch später, in einer Zeit, in der es wieder und wieder zu Begegnungen zwischen den Nachfahren Abrahams und den Nachfahren Abimelechs kommt. Worum geht es diesen Erzählungen in ihren verschiedenen Erzählzeiten?

Zum einen scheint es wichtig zu sein, dass die Berichte von Abraham in diesen Kapiteln der Genesis kein Heldenepos darstellen. Sie berichten vielmehr von einem Abraham in der Fremde, der zwar von Gott bewahrt und begleitet wird, der aber dennoch Angst um sein Leben hat – und der deswegen sogar seine eigene Frau als Schwester ausgibt, damit man ihn nicht ihretwegen tötet. Und sie berichten von einem Mann, der sich für seine Frau Sara dazu durchringt, seinen ersten Sohn Ismael mit seiner Mutter der Wüste zu überlassen und damit in Todesgefahr zu bringen. Der Abraham dieser Erzählungen ist längst zum Stammvater eines großen Volkes geworden – und doch wird er nicht als makelloser Held gezeichnet, sondern als ein Mensch mit Schwächen und Fehlern. Abraham steht für den Menschen, wie er nun einmal ist. Die Verfasser dieser Texte zeigen eine besondere Größe, wenn sie den Stammvater Abraham nicht übermenschlich, sondern menschlich vor Augen führen – und damit nicht eine Überfigur, sondern einen Vorfahren entwerfen, mit dem man sich auch noch Jahrhunderte später identifizieren kann.

Zum anderen ist besonders in der Erzählung von Abrahams und Abimelechs Begegnung wichtig, dass das Verhältnis zwischen den beiden in rechtliche Bahnen gelenkt wird. Thomas Mann schreibt in seinem Prolog der Josephsromane über Abraham:

*„Er war ins Westland zurückgekehrt, dem Mittellande eben, das zwischen dem des Schlammes und Nimrods Gebieten gelegen war, und hatte in dessen Süden, der Wüste nicht fern, in bergiger Gegend, wo es wenig Ackerbau, aber reichliche Weide gab für sein Kleinvieh und wo er sich mit den Einwohnern rechtlich vertrug, eine Art von oberflächlicher Seßhaftigkeit gefunden.“*

Die oberflächliche Selbsthaftigkeit Abrahams ist eine Folge des rechtlichen Vertrags mit den Einwohnern des Landes. Der Schwur des einen dem anderen gegenüber und der Bund zwischen beiden verpflichtet Abraham und Abimelech einander und schafft damit eine Basis des Vertrauens, die das Zusammenleben erst möglich macht. Es mag ja sein, dass Fragen des Rechts und der juristischen Verbindlichkeiten nicht gerade dazu beitragen, religiöse Hochgefühle und ekstatische Momente der *unio mystica* herbeizuführen. Aber darum geht es der Erzählung auch nicht. Es geht vielmehr darum, dass das Recht und dessen anerkannte Geltung die Grundlage menschlichen Zusammenlebens bildet. Der wechselseitigen rechtlichen Verpflichtung Abimelechs und Abrahams geht die Einsicht voraus, dass Gott Abraham in besonderer Weise nahe steht. Der wechselseitigen rechtlichen Verpflichtung geht aber auch die Erfahrung voraus, dass es ohne Rechtsgrundlage am Brunnen in Beerscheba rechtlos zugeht und daher immer wieder zu Streit kommen wird. Es mag ja schön und gut sein, dass Gott mit Abraham ist, in allem, was er tut. Das schützt ihn aber offenkundig nicht davor, sich am Brunnen mit den Knechten Abimelechs über die Rechte am lebensnotwendigen Wasser streiten zu müssen.

Die Geschichten von Abraham und Abimelech berichten davon, wie ein dauerhaftes Miteinander fremder Menschen gelingen kann, wenn beide sich wechselseitig zur Anerkennung der Rechte des anderen verpflichten. Das ist dann nicht gleich die Grundlage eines Gesellschaftsvertrages – es ist aber das Fundament eines humanen Miteinanders. Offensichtlich bedarf es einer solchen Erzählung auch in späteren Zeiten, um vor Augen zu führen, dass der Mensch in seiner wenig heldenhaften Art eine Struktur braucht, die das wenig Heldenhafte kanalisiert und einhegt. Und es bedarf einer solchen Erzählung, um zu zeigen, wie das gehen kann – nämlich durch das miteinander Reden.

Liebe Gemeinde, der Bundespräsident hat vor zwei Wochen am 23. Mai in den Garten des Schlosses Bellevue eingeladen zu einer großen Kaffeetafel. Für alte Bonner ist es wahrscheinlich nur schwer zu verstehen, warum eine solche Kaffeetafel eigentlich in Berlin stehen muss und nicht im schönen Garten der Villa Hammerschmidt, aber gut. Das Ziel dieser Veranstaltung war ein Austausch über das Grundgesetz. Eingeladen waren Bürgerinnen und Bürger aus dem ganzen Land. Einer meiner Freunde war mit dabei. Er hat mir noch kurz vor Beginn der Veranstaltung aufgeregt von seiner Vorfreude berichtet – und er war danach ganz beseelt von den guten Gesprächen. Ich bin der Meinung, dass wir in einem Land, in dem Menschen miteinander reden können, dass wir in seinem solchen Land in einer guten Verfassung sind, auch wenn eine Minderheit, die für sich in Anspruch nimmt, für die Mehrheit zu sprechen, das Gegenteil behaupten mag. Wir sind in einer guten Verfassung. Über die Grundlagen dieser Verfassung und über die Gefährdungen dieser Grundlagen muss aber gesprochen werden – in einem offenen und in einem von wechselseitigem Respekt getragenen Austausch.

Die Verfassung eines modernen Staates ist natürlich nicht mit dem Schwur und Bund am Brunnen von Beerscheba zu vergleichen. Die Kaffeetafel des Bundespräsidenten verfolgt aber das gleiche Anliegen wie die Erzählung von Abraham und Abimelech. Wie viele Missverständnisse, wie viele ungeprüfte Nachrichten und Gerüchte, wie viele Fake News könnten vermieden werden, wenn wir uns öfter miteinander unterhalten würden – und nicht nur übereinander sprächen. Am Beispiel Abrahams und Abimelechs führt die Hebräische Bibel vor, wie Kommunikation gelingen kann und was für ein starkes Fundament für das Zusammenleben das miteinander Reden abgibt. Abraham hätte Abimelech nichts schwören müssen. Aber Abraham antwortet auf die Bitte Abimelechs, ihm und seinen Nachkommen in Freundschaft verbunden zu bleiben, mit den knappen Worten: „Ich schwöre es.“ Und Abimelech hätte Abrahams Anliegen, einen Bund zu schließen, nicht nachkommen müssen. Aber er nimmt die Tiere als Zeichen des Bundes an und verpflichtet sich damit, Abrahams Rechte anzuerkennen. Beide sprechen miteinander und gehen – trotz einer schwierigen Vorgeschichte – einen Schritt aufeinander zu und ein Stück ihres Weges miteinander. Danach geht jeder wieder seines Wegs. Aber das auf Grundlage des Rechts gestiftete Vertrauen bleibt als Verbindung zwischen beiden zurück.

Man muss hier nun gar keine hermeneutischen Klimmzüge machen, um das Bedeutungspotential des Textes über seine Entstehungszeit hinaus zu erschließen. Das Erbe dieser Erzählungen – unabhängig von ihren religiösen Verortungen – liegt in dem tiefen Humanismus, der sie prägt. Es geht um den Menschen in seiner ganzen Ambivalenz. Und es geht um das Potential des Menschen, trotz seiner Ambivalenzen Grundlagen des Miteinanders schaffen zu können. Das macht Mut – und genau so wollen diese Geschichten gelesen werden: Als Ermutigungen, sich trotz aller Widerstände aufeinander einzulassen und miteinander zu sprechen. Abimelech stellt Abraham zur Rede, weil dieser ihm verschwiegen hat, dass Sara seine Frau ist. Und Abraham konfrontiert Abimelech mit den Problemen am Brunnen. Und beide kommen aus den jeweils ziemlich verworrenen Situationen wieder heraus – das eigentlich glückliche Ende der Erzählung liegt nicht in irgendeiner unerwarteten Wendung, sondern darin, dass Abimelech mit seinem Hauptmann nach Hause zurückgeht und dass Abraham sich lange Zeit als Gastfreund in der Fremde aufhalten kann. Die Geschichte zwischen Abraham und Abimelech ist verworren – aber sie bleibt nicht dabei stehen, sondern wird zu einer Geschichte gelingenden Miteinanders. Das Gelingen bleibt dabei nicht auf Abraham beschränkt, sondern erreicht auch den fremden König Abimelech.

Kommunikation, Vertrauen und Verlässlichkeit als Grundlagen gelingenden Lebens – nicht irgendwann in einer fernen Zukunft, sondern hier und jetzt in der Gegenwart. Die Geschichte von Abraham und Abimelech macht Mut, dass das gelingen kann – und sie fordert dazu heraus, daran mitzuarbeiten, Kommunikati-

on, Vertrauen und Verlässlichkeit auch bei uns sicherzustellen und die Grundlagen des Miteinanders und der Gemeinschaft nicht erodieren zu lassen. Dazu helfe uns Gott und lasse es gelingen!

Amen.

**Begeisterung: Apg 1,6-14**

Wiss. Mitarb. in Katharina Opalka

09. Juni 2019, Pfingstsonntag

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserem Vater,  
und unserem Herrn und Bruder Jesus Christus.

**I Warten**

Wir haben im Evangelium das Ende der Erzählung gehört: Pfingsten, der Geist ist da. Es ist zugegeben, ein Ende, das in sich selbst ein Anfang ist. Ein Anfang, der sich bis heute erstreckt, die Frage, wie es mit dieser Gruppe von Jünger\*innen weitergeht, die sich als begeistert versteht.

Pfingsten ist ein Ende.

Manchmal gibt es Texte, die sich aufdrängen. Der Predigttext für heute hat sich – In nicht mehr ganz auffindbaren Wegen – eingeschlichen. Er ist der Anfang der Geschichte, die mit Pfingsten – zunächst – endet.

*1 Den ersten Bericht habe ich gegeben, lieber Theophilus, von all dem, was Jesus von Anfang an tat und lehrte 2 bis zu dem Tag, an dem er aufgenommen wurde, nachdem er den Aposteln, die er erwählt hatte, durch den Heiligen Geist Weisung gegeben hatte. 3 Ihnen zeigte er sich nach seinem Leiden durch viele Beweise als der Lebendige und ließ sich sehen unter ihnen vierzig Tage lang und redete mit ihnen vom Reich Gottes. 4 Und als er mit ihnen beim Mahl war, befahl er ihnen, Jerusalem nicht zu verlassen, sondern zu warten auf die Verheißung des Vaters, die ihr – so sprach er – von mir gehört habt; 5 denn Johannes hat mit Wasser getauft, ihr aber sollt mit dem Heiligen Geist getauft werden nicht lange nach diesen Tagen. 6 Die nun zusammengekommen waren, fragten ihn und sprachen: Herr, wirst du in dieser Zeit wieder aufrichten das Reich für Israel? 7 Er sprach aber zu ihnen: Es gebührt euch nicht, Zeit oder Stunde zu wissen, die der Vater in seiner Macht bestimmt hat; 8 aber ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde. 9 Und als er das gesagt hatte, wurde er vor ihren Augen emporgehoben, und eine Wolke nahm ihn auf, weg vor ihren Augen.*

An Himmelfahrt wird der Geist verheißen, der dann an Pfingsten in die Erzählung drängt. Aber dazwischen liegen in der Apostelgeschichte 50 Zeilen, im Kirchenjahr 10 Tage, eine Zwischen-Zeit, eine Zeit des Wartens. „Ihr werdet empfangen“ – Die Verheißung des Geistes ist eine Vorschau, die Jesus gibt, ohne dabei allerdings zu konkret zu werden: Wissen die Jünger\*innen, was verheißen wird? Bis

dahin, bis sich die Zusage einstellt, müssen die Jünger\*innen erst einmal leben. Die Jüngerinnen und Jünger warten –

Als Lesende hat man den Vorteil zu wissen, dass es maximal noch 15 Verse sind, bis der Geist kommt, man kennt das Ende schon. Die Jünger\*innen in der Erzählung selbst haben diesen Vorteil nicht. Ob der Geist morgen kommt, oder erst in vier Kapiteln, oder gar nicht – das ist für sie in der Erzählung noch offen. Zwei Kapitel, in denen die Verheißung nicht erfüllt wird, in denen noch nichts geschieht, – außer halt, dass alle handeln, denn es muss ja irgendwie weitergehen.

Es ist keine triumphale Kirche, die sich da in Jerusalem versammelt, sondern eine Gruppe, die vor allen Dingen verarbeiten muss: Zunächst die Abwesenheit Jesu – die trotz Verheißung, trotz Auferstehung, auch eine schmerzliche Abwesenheit ist. Die Jünger\*innen müssen, trotz allem lernen, ohne Jesus auszukommen. Sie müssen den Verrat des Judas bewältigen, die Frage, wie man damit umgehen kann, dass sie offensichtlich nicht alle unfehlbar sind, dass Verrat und Gewalt auch unter ihnen geschehen kann, ob Begründungen dafür gefunden werden können und gefunden werden müssen. All das mündet in die Frage danach, wie sie zusammenleben wollen, wie sie sich selbst als Gemeinschaft gestalten wollen: Sie leben solidarisch zusammen, einmütig und beständig auf das Gebet bedacht. Der 12er-Kreis und die anderen Jünger\*innen bleiben unter sich, sie sind mit Fragen der Selbstorganisation beschäftigt.

Das alles ist – scheinbar – ganz gut möglich ohne die Geistkraft, obwohl diese eigentlich jetzt, in diesem Moment sinnvoll wäre. Alles das, was Wahrheit, wahres Leben ausmacht, die Verheißungen des Johannesevangeliums würden an dieser Stelle benötigt: Der Tröster Geist, um mit Jesu Abwesenheit umzugehen, der Beistand, im Prozess gegen Judas, die Geistkraft, die erinnert und Gemeinschaft stiftet.

Stattdessen bleibt für die Jünger\*innen nichts anderes übrig, als zu warten, während sie alles das organisieren. Im Handeln der Jünger\*innen zeigt sich, dass es ein Warten ist, das bewusst geschieht, als Teil einer Geist-Haltung: Was die Jünger\*innen erwarten, spiegelt sich in ihren Handlungen wieder: Eine Geistkraft, die sich um sie kümmert, die sich auf sie richtet, in ihrer Gemeinschaft bestätigt, ihnen einen Weg gibt, von sich zu erzählen.

Es ist recht wahrscheinlich, dass man begeistert ist, wenn sich Erwartungen bestätigen.

An Pfingsten wird dieses Muster jedoch durchbrochen – die Be-Geisterung liegt darin, damit umzugehen, dass das was empfangen wird, möglicherweise noch einmal ganz anders ist, als was erwartet wurde. Die große fiese Schwester der Hoffnung ist die Enttäuschung – ist ja doch anders als gedacht. Normalerweise

würde man das mit eher resigniertem Unterton sagen, aufgeben und gerade nicht weitermachen.

Was an Pfingsten empfangen wird, ist demgegenüber ein begeistertes Enttäuscht-werden.

## **II Empfangen + Erwartungen**

„Ihr werdet es empfangen.“

Das ist die Verheißung, die sich an Pfingsten erfüllt – und immer noch bleibt unbestimmt, was das eigentlich empfangen wird. Überraschenderweise liegt nicht die Art der Gabe im Fokus, sondern die Art und Weise, wie sie empfangen wird.

Die Jünger\*innen empfangen eine Geistkraft, die man so nicht erwartet hat. Das Empfangen ist weder aktiv noch passiv, sondern in einem merkwürdigen Wechselspiel dazwischen. Begeistert sein und sich begeistern lassen – Gabe und Weitergeben gehören an Pfingsten so eng zusammen, dass man sie nicht trennen kann – die Lebenskunst liegt in der Erzählung darin, beides gleichzeitig zu erleben und dann zu leben.

In der Pfingsterzählung ist es ein Empfangen, das nach außen drängt. Im Empfangen selbst zeigt sich, dass die Geistkraft keine Grenzen zieht und klar absteckt, wie und wo sich Gott zu zeigen hat, sondern die diese Grenzen immer schon überschreitet, um der Ernsthaftigkeit der Sache willen. Der Geist lässt die Jünger\*innen dabei merkwürdig schutzlos zurück – die Be-Geisterung hat etwas überwältigendes, es wird nicht erzählt, dass die Jünger\*innen die Begeisterung hätten ablehnen können. Auch das ist eine enttäuschte Erwartung, wo nur ein sanftes Wirken erhofft wird, eine bedrohliche Seite von Begeisterung, die in der Erzählung selbst nicht ausgeklammert wird.

Was Empfangen wird, sprengt die Erwartungen, im positiven wie im negativen. Die Be-Geisterung der Jünger ist eine enttäuschte Erwartung, und sie drängt darauf, weitergegeben zu werden. An Pfingsten wird das als ein Ereignis von höchster Dringlichkeit erzählt, weil es um etwas geht.

## **III Weitergeben**

Und weil es um etwas geht, ist die Geistkraft so sehr um Verständlichkeit und Verständigung bemüht, sie unsere Logiken der Kommunikation durchbricht. Nicht die anderen müssen die Sprache der Jüngerinnen und Jünger lernen, sondern die anderen werden angesprochen, in dem, was sie ausmacht, angesprochen in ihrer eigenen Sprache.



Meine Sprache ist der raue Soziolekt der Kohlereviere, Ruhrgebietsdeutsch, eine Sprache, die ohne Subtilitäten auskommt, die ein „vielleicht“ nicht kennt.

„Hömma, wat denn getz?“ Möglicherweise kommt daher meine Liebe zu allem, was paradox ist. Als ich eingeschult wurde und lesen lernte, dachte ich lange, dass „das und was“ zu den Worten gehören, die man anders schreibt, als man sie spricht: „Dat und wat“ gesprochen, „das und was“ geschrieben, kommt ja manchmal vor. Ich habe mir so lange abgewöhnen müssen, ausschließlich „tun“ als Verb zu verwenden, dass es mich sehr stört, „tun“ in wissenschaftlichen Texten zu finden. Man tut nicht, wenn man hochdeutsch spricht. Pottdeutsch ist eine schnelle Sprache, die dafür gedacht ist, gleichzeitig und laut gesprochen zu werden. Konspirative Unterhaltungen in Pottdeutsch würden anderswo als Kundgebung durchgehen. Pottdeutsch ist eine Sprache, die, auf ihre eigene Art, hoch emotional ist – Auch wenn man von außen vielleicht nicht die Zärtlichkeit hört, die enthalten ist in einem: „Ach komm, geh wech, du Eumel“.

Wenn die Geistkraft zu mir sprechen wollen würde, müsste sie diese Sprache beherrschen. Weil mehr darin transportiert wird, als nur Grammatik, Sprachaufbau, mehr sogar als nur der Inhalt – wenn es auch nicht ohne diese alle geht.

Verständlichkeit ist in der Pfingsterzählung gegeben, aber dass dieses „Mehr“ transportiert wird, das ist nicht gegeben und unverfügbar. Und dieses „Mehr“ ist die Geistkraft. Die Geistkraft, die Erwartungen ent-täuscht, indem sie Grenzen überschreitet, ein offenes Einlassen um der anderen willen erfordert, bereit ist, sich auf die Sprache, das Leben der anderen einzulassen. Ein Empfangen, das selbst im Weitergeben über sich hinausgeht.

Es gibt keine Garantie dafür, dass dieses wieder gelingt, dass das, was weitergegeben wird, auch wiederum empfangen wird. In der Erzählung wird das sehr realistisch thematisiert: Auch da, wo man gar nicht anders kann als von der Fülle der Geistkraft zu reden, auch da gibt es Zweifel. „Sie waren ratlos: Was will das werden?“ Die Geistkraft ist kein garantiert gelingendes Überreden, keine Machtdemonstration, kein Bestehen auf, sondern sie lässt den Zweifel zu. Auch in dieser Erzählung gilt, dass der Zweifel schon Teil der Gabe ist.

Die Gabe als Lebenskunst – An Pfingsten ist die Geistgabe eine wirkliche Kunst, die auf das Empfangen angelegt ist: Ein Empfangen, das durch das solidarische Warten geprägt ist, ein Empfangen, das im Weitergeben besteht, in einem Weitergeben, das darauf angelegt ist, enttäuscht zu werden, indem es immer wieder, unbedingt, dazu auffordert, Grenzen zu überschreiten, sich selbst zu öffnen, sich auf die Lebenswirklichkeit anderer einzulassen, um diese Gabe weiterzugeben.

Die Gabe des Geistes ist nicht Herr und Kraft, sie liegt im Weitergeben des Lebens: „Anders als ich es erwartet habe“ oder auch so „Wie ich es mir so vorher nie hätte erträumen können“.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft,  
der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

***Gaben des göttlichen Innenlebens: 2 Kor 13,11-13***

*Prof. Dr. Eberhard Hauschildt*

*16. Juni 2019, Trinitatis*

**1. Trinitatis im Kirchenjahr und die Trinitätslehre**

Liebe Schlosskirchengemeinde,

der heutige Sonntag fasst das Kirchenjahr zusammen. Da ist die Reihe der Christofeste, die mit dem ersten Advent hin auf Weihnachten begann und im Osterfest ihren Höhepunkt erreichte. Da ist, wir feierten es vor einer Woche, Pfingsten, das Fest des Heiligen Geistes. Und in allem und über allem steht, dass jeder Gottesdienst sich auf Gott bezieht, den Schöpfer und Erlöser. Trinitatis, der heutige Sonntag, feiert dies Zusammensein von Gott, Christus und Heiligem Geist. Sämtliche Sonntage nach dem heutigen für den Rest des Kirchenjahres bis in den November hinein werden gezählt als Sonntage nach Trinitatis – Sonntage, die thematisch unter dem Zusammenwirken von Gott, Christus und Heiligem Geist gefasst sind. Der eine und einzige Gott einerseits und andererseits die Dreiheit von Gott, Christus und Heiligem Geist. Die Alte Kirche, vom 2. bis zum 4. Jahrhundert und auch danach hat sich abgearbeitet daran, wie dies am besten als Lehre in sich schlüssig durchdacht und ausgesagt werden kann, als Trinitätslehre. Als Aussage über das göttliche Heilsgeschehen mit seinen Gaben, ja als Aussage über das göttliche Innenleben.

**2. Göttliches Innenleben und der Predigttext**

Nun ist es ja recht verwegen, Aussagen über das göttliche Innenleben machen zu wollen. Gott ist, daran hat uns die Epistellesung eben ja noch einmal ausdrücklich erinnert, „unbegreiflich“ und „unerforschlich“. Und so nicht nur bei Gott. Wie unbegreiflich und unerforschlich sind eigentlich schon alle Menschen, denen wir begegnen, bis hin zu den eigenen Eltern oder eigenen Kindern und dem Ehepartner, ja bis dazu hin, dass man sich selbst unbegreiflich und unerforschlich ist. Gott allein kennt uns, wie wir nicht mal uns selbst kennen. Umso mehr müssen wir Paulus zustimmen:

*„O Welch eine Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn »wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen?« (Römer 11,33f., aus der Epistellesung)*

Aber Paulus kann auch so reden, wie er es im Zweiten Brief an die Korinther tut, in den Worten zu dessen Abschluss. Die sind der Predigttext für diesen Sonntag in der diesjährigen Perikopenreihe der Evangelischen Kirche. Sie stehen im Zweiten Korintherbrief Kap. 13, die Verse 11 bis 13:

*„Zuletzt, Brüder und Schwestern, freut euch, lasst euch zurechtbringen, lasst euch mahnen, habt einerlei Sinn, haltet Frieden! So wird der Gott der Liebe und des Friedens mit euch sein. Grüßt euch untereinander mit dem heiligen Kuss. Es grüßen euch alle Heiligen. Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!“*

### **3. Was Paulus den Korinthern schreibt**

Der letzte Vers ist uns ja ganz vertraut. Und auch Paulus greift da auf ihm vertraute Wendungen zurück. An den meisten Stellen in den Briefen des Paulus sind es Zweierzusammenstellungen. Es ist die Rede von Gott, und wie er sich in Christus offenbart hat, oder die Rede von Gott und seinem Heiligen Geist. Bei Lukas und Johannes geht es darum, dass der Heilige Geist da kommt, als Jesus nicht mehr unter dem Kreis derer um ihn herum da ist, der Geist als Tröster und Geist der Wahrheit. Die Dreier-Zusammenstellung von Gott, Christus und Heiligem Geist, so heißt es in einem der neueren Kommentare zur Stelle, sei dem Paulus am Schluss dieses Korintherbriefs wohl spontan gekommen. Eine gedanklich durchgestylte Trinitätslehre ist das noch nicht. Es ist eine Zusammenstellung von dem, wie Gott erfahren wird. In der Gnade, wie sie Jesus Christus gebracht hat. In der Gemeinschaft, wie sie durch den Heiligen Geist gegeben ist und im Heiligen Geist erlebt wird. Überhaupt das alles durch Gottes Zuwendung und Liebe. Es ist eine Zusammenstellung dessen, was Paulus, glaubt – nicht sehr viele Jahre nach Jesu Tod. Um das Jahr 54 dürfte der Brief, der wahrscheinlich sogar Texte aus einer Korrespondenz in mehreren Briefen enthält, von ihm geschrieben worden sein. Dabei hatte Paulus einen heftigen Konflikt mit seiner Gemeinde in Korinth bzw. gab es dort interne Konflikte. Er bezieht sehr kritisch Stellung in einigen Passagen, die sich in dieser Schrift finden, und er versucht zu versöhnen, so in anderen Passagen dort. Von daher auch dieser Briefschluss:

Paulus ruft zur Freude, Paulus bittet, auf ihn zu hören („Lasst euch ermahnen“), sich zusammenzurufen in Frieden miteinander („habt einerlei Sinn, haltet Frieden“). Er verspricht den Korinthern Gottes Liebe und Frieden („so wird Gottes Liebe und Frieden mit euch sein“). Er erinnert sie an das Versöhnungszeichen einer Umarmung mit Kuss unter den Heiligen. Er richtet seinen Leserinnen und Lesern aus, dass man auf sie schaut unter den Christusgläubigen, dass sie doch Teil der im Entstehen begriffenen gemeinsamen Kirche sind („Es grüßen Euch alle Heiligen“). Und dies alles basiert doch auf der Gnade Christi, der Liebes Gottes, der Gemeinschaft des Heiligen Geistes und strömt von dort auf sie weiter („Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!“).

So kommt er also zu seinen Aussagen, die die spätere Generationen gelesen haben als etwas, wie insgesamt in den Briefen des Paulus, das weit über die Momente der jeweiligen Lagen in Korinth oder bei den Galatern oder den Thessaloniern oder den Römern hinausgeht. Weil Paulus schildern will, wie die Korin-

ther in der Gabe der Liebe Gottes stehen, macht er die Aussagen über Christus und über den Geist. In diesem Kontext stehen seine Aussagen und sind auf ihn abgestellt.

#### **4. Logikprobleme der Trinitätslehre**

Die Logikprobleme tauchen erst dann auf, wenn daraus allgemeine Grundaussagen in Form von Lehre entwickelt werden. Fragen wie diese: Welche Zahl ist denn nun die Richtige – Gott als einer oder als drei (Vater, Sohn und Heiliger Geist)? Ein oder drei Personen oder Wesen oder göttliche Naturen? Oder geht es um Substanzen oder gar Persönlichkeiten? Oder glauben die Christen eigentlich doch gar nicht monotheistisch an den einen und einzigen Gott, sondern haben so etwas wie drei Götter? So mag es ja von außen betrachtet erscheinen – beten sie doch zu Gott, zu Christus und zum Heiligen Geist. Das sind Theoriefragen, es sind Begriffsfragen, es sind Logikfragen. Die gehören in dieser Ausrichtung jetzt heute nicht hierher in die Sonntagspredigt, sondern gehören nebenan in die Hörsäle und besser noch die theologischen Seminarveranstaltungen.

Aber sehr wohl gehört es hierher, im Bewusstsein um die Ausbildung einer langen Tradition kirchlicher Trinitätslehre zurückzugehen auf die „basics“. Es gehört zur Predigt, dem nachzugehen, was diese Worte von vor 1965 Jahren uns heute bedeuten könnten. Was lässt sich erkennen über Gott, wenn wir bei Paulus in die Schule gehen, als er den Korinthern schreibt? Und noch genauer: Was ist eigentlich relevant für uns, wenn wir beschreiben wollen, wer und was Gott für uns ist bzw. – wir haben heute Trinitatis – wer und was der dreieinige Gott für uns ist? Die Logikfragen, so haben wir ja schon gemerkt, sind erst in zweiter Linie bedeutsam. Manche Streitfragen des zweiten Jahrhunderts scheinen auch inzwischen als theologisch viel weniger drängend empfunden zu werden als damals: Muss ich mir Jesus Christus als „präexistent“, „als schon davor der Schöpfung da“ vorstellen und den Heiligen Geist als von Anfang an genauso ewig wie Gott? Muss ich mich entscheiden, ob der Heilige Geist aus Gott und Christus hervorgegangen ist oder gleichursprünglich wie sie? Jedenfalls sind solche Fragen nicht für sich wichtig.

#### **5. Menschliche Identität und Gottesbild und Christusbild**

Ich mache einen gedanklichen Umweg. Was ist eigentlich wichtig, jetzt nicht wichtig, um Gott, sondern um einen Menschen in seiner Besonderheit zu beschreiben? Muss ich dafür das Geburtsdatum benennen können? Oder wer genau die biologischen Eltern waren? Was macht denn für mich selbst meine eigentliche Identität aus? Doch wohl am meisten das, zu dem ich geworden bin als Kind meiner Eltern, durch meine Ausbildung und meinen Beruf, im Austausch mit sehr guten Freunden, in der Lebenspartnerschaft und als Elternteil meiner Kinder, in der Zusammenarbeit und auch den Konflikten mit anderen. Es ist also ein ganzes Setting, eine lange Geschichte – an der ich selbst ablesen kann, wer ich bin. Und für andere bin ich jeweils der, welche Erfahrungen sie mit mir gemacht haben. Das alles ist etwas anderes und viel, viel mehr, als was in meinen Ausweispapieren

steht und meine Fingerabdrücke beweisen. Wenn Paulus von Gott redet im Schluss eines Briefes an die in seiner Gemeinde in Korinth, dann stehen da nicht Angaben von der Art wie in Ausweispapieren, dann ist es auch nicht die Nennung eines Prinzips von Transzendenz und an dieser Stelle nicht einmal der Verweis auf die Theologie des einen und einzigen Gottes. Sondern Paulus formuliert eine Summe dessen, was das Profil dieses einen und einzigen Gottes ausmacht. Und das liegt in etwas, was zusammengehört genauso, wie es nicht das Gleiche ist. Es liegt, wenn man es denn so nennen will, in Gottes christlichem Profil. Dem Profil des Ewigen und Einzigen, dem Schöpfer und Erlöser, dem Gott seines Volkes Israel, der als Vater aus Liebe zu den Menschen seinen Sohn zu ihnen sandte, dem, der uns die Gnade Gottes schenkt und als Liebe Christi uns seine Glieder sein lässt, dem Gott, der uns seine und Christi Gegenwart erfahren lässt durch eine Kraft von Geistesgaben. Aus all dem ergibt sich ein Gottesbild. Von einem Gott, der sich ausdifferenziert: Als der einzige und alles Umfassende, der gleichwohl durch Jesu Christi Kommen in die Welt das für uns schlechthin von ihm unabtrennbare Profil gewinnt – nämlich mit Gottes für uns zentraler Gabe: Christus, zum Ein und Alles gemacht. Es ist ein Gottesbild von Gott als dem einzigen und alles umfassenden Gott, der gleichwohl und als Anwesenheit Christi uns im Heiligen Geist nahekommt und bewegt – in all der Vielfalt der Gaben, und als ein Geist, der weht, wo er will. Ja, wie denn sonst, wenn wir all das zusammennehmen, was wir lesen in der Bibel! Von deren Grundlinien her. Was Christsein heißt, wäre nicht erkennbar mit einem Gott, bei dem wir uns Christus wegdenken, oder an einen Christus glauben ohne seine und Gottes Einwirkung durch den Heiligen Geist. So sehr wir dann auch umgekehrt in vielen Momenten und Zeiten das Ganze unseres Gottes erfahren können, ganz ohne dass wir ständig uns Christus mitvorstellen müssten, wenn wir in der Bibel, gerade auch im Alten Testament lesen, oder uns den heiligen Geist ständig mitvorstellen müssten, wenn wir über Jesus von Nazareth lesen. Aber es macht die Gottesvorstellung reicher, präziser, gibt ihr das Profil.

Und ganz unvollständig und damit offensichtlich falsch für uns wäre es, sich Christus ganz ohne Gott vorzustellen und Christus damit zu nichts mehr als einen der Helden, zu einem der frommen und gläubigen Helden zu machen, oder den Heiligen Geist mit den menschlichen geistigen Fähigkeiten gleichzusetzen, so sehr er doch in ihnen wirkt.

Und noch mehr: Gerade *wenn wir so auf Gott blicken, dass wir Gott, Christus und Heiligen Geist zusammendenken, dann zeigen sich uns auch Prinzipien unserer Gottesebenbildlichkeit*. Die liegen gerade nicht in einer auf sich gestellten Autonomie in einem sich Für-sich-selbst- und In-sich-selbst-Verwirklichen. Denn schon Gott selbst will gerade nicht als unbewegter Beweger und auch nicht als pluralisierungsunfähiger Monolith verstanden werden. Das macht uns deutlich: Unsere Menschlichkeit ist nicht unser Makel und unsere unausrottbare Vielfältigkeit auch nicht. In ihr zeigen sich zugleich manche Ähnlichkeiten mit Gott – mit dem, der nicht am liebsten für sich alleine bleiben will. Ähnlichkeiten mit dem, der sich in

Christus nicht zu schade ist fürs Leiden, ja bis hin zum Tod. Dem, der nicht in Abwehrstellung geht gegenüber der Vielfalt. Der ewige Gott ist eben der lebendige Gott, der mit Geschichte, ja, der mit Entwicklung – so jedenfalls aus unserer Perspektive.

## **6. Gottes innertrinitarisches Sein miteinander und füreinander**

Unbegreiflich und unerforschlich sind die Details des göttlichen Innenlebens. Die Epistellegung von vorhin steht am Ende des 11. Kapitels im Römerbrief. Am Schluss der drei Kapitel, in denen Paulus sich abarbeitet an der Frage, wie denn die Unauflösbarkeit der Treue Gottes zu seinem Volk und das „Allein durch Christus“ des christlichen Selbstverständnis zueinander passen. Jedenfalls nicht so, dass die eine Gewissheit die andere für ungültig erklärt. Ganz und gar nicht unbegreiflich und unerforschlich ist aber ein bestimmter Grundzug des Göttlichen Innenlebens: dessen Sein füreinander und miteinander. So will Gott sein, so verhält er sich konsequenterweise nicht nur gegenüber den Menschen, sondern auch zu sich selbst. Und das demonstriert zugleich auch etwas für uns. Für unser menschliches Miteinander- und Füreinander-Sein: Das Sein in Liebe und Füreinander ist nicht einfach etwas, worauf die Menschen leider angewiesen sind, weil sie es mit der maximalen Autonomie nicht hinbekommen – besonders am Lebensanfang und am Lebensende. Aber auch ganz klar mittendrin genauso wenig. Das Sein miteinander und füreinander ist etwas, für das wir geschaffen und gewollt sind. Und für das wir unser Leben geschenkt bekommen haben. Geschichte, auch die eigenen Lebensgeschichte ist unserer Lebensraum dafür, die Zeitlichkeit ist die Luft, von der wir leben. So können wir das mit der Endlichkeit statt Unendlichkeit unseres Lebens Gottes Sorge sein lassen. Die Sorge dessen, der in der Zeit und jenseits der Zeit für uns ist, des Ewigen, der sich selbst in Jesus Christus für die Teilhabe an unserer Endlichkeit nicht zu fein gewesen ist. Das alles schwingt mit in diesem Vers des Paulus, wenn wir ihn lesen und zu verstehen versuchen, finde ich. Und das scheint mir zu sein, worauf es auch eigentlich ankommt, wenn die kirchliche Theologie mit allen Mitteln der Logik und den jeweils in einer Zeit zur Verfügung stehenden Begriffen versucht, so etwas wie eine theologische christliche Trinitätslehre zu bauen.

## **7. „Einer für alle, alle für einen“**

Geht es aber nicht auch einfacher? Zumindest schließt es nicht aus, zu versuchen es einfacher zu sagen. Und so will ich das heute morgen ganz despektierlich einfach probieren zu tun. Dazu erinnere ich an einen Heldenspruch, der zugleich auch als Wahlspruch über dem Bundeshaus der Schweizer Eidgenossenschaft steht. Vor allem im 19. Jahrhundert war er deren Wahlspruch. Er lautet: „*Unus pro omnibus, omnes pro uno.*“ Einer für alle, alle für einen. Der Spruch also aus Alexandre Dumas' literarischer Phantasie vom idealen Rittertum. Vieles ist nicht vergleichbar. Es handelt sich bei Dumas nun wirklich um die Vorstellung von drei einzelnen Personen. Das ist bei der göttlichen Trinität eben nicht so. Und das „ei-

ner für alle“ in dem Spruch meint dort zunächst nur alle drei Männer, während Christus für wirklich alle Frauen und Männer gestorben ist und Gott der Schöpfer wirklich alle geschaffen hat, egal welcher Rasse, Kultur und körperlichen und geistigen Ausstattung.

Der Drei-Männer-Bund ist übrigens auch schon darin nicht gleich, dass die Trinität im Griechischen des Paulus auch nicht eine Zusammenstellung aus drei Männerworten ist, sondern neben Vater und Sohn die grammatikalisch feminine Dynamis, die Dynamik, die heilige Geisteskraft steht. Also Unterschiede über Unterschiede bei meiner Hinzuziehung dieses Romanspruchs zu den drei Musketieren.

Und doch: „Einer für alle“. Die Drei, die da im letzten Vers des Paulus zusammengestellt sind, stehen füreinander: Die Gnade Jesu Christi steht für den gnädigen Gott und den versöhnenden Geist mit, die Liebe Gottes verwirklicht sich zugleich in Jesus Christus und im Geist, dem Tröster. Die Gemeinschaft im Heiligen Geist ist zugleich ein Leben in Christus und die von Gott mit den Menschen herbeigeführte Gemeinschaft.

Zum zweiten Teil des Wahlspruchs: „alle für einen“. Es geht bei Gott dem Vater, Christus dem Sohn und der heiligen Geisteskraft um nichts anderes als das eine: um den einzigen und ewigen Gott. So schwierig und so unverständlich ist sie eigentlich doch nicht, die biblische Grundlage, aus der es zur Trinitätslehre, kam. Sie ist ganz human und einfach. Ein Wunsch des Paulus, eine Zusage an seine Gemeinde, an eine Gruppe von Leuten, die zusammenhalten wollen und sich ständig in Auseinandersetzungen verwickelten und die Versöhnung brauchten – also an die Kirche in den vielen Kirchen. Ein Wunsch und eine Zusage, die auch für uns heute gilt, wo wir die Verse wieder hören und aufzunehmen versuchen:

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!“



**Hinhören: Jer 23,16-23**

Wiss. Mitarb. Daniel Rossa

23. Juni 2019, 1. Sonntag nach Trinitatis

Liebe Gemeinde,

**(1.)** von Alt-Bundeskanzler Helmut Schmidt mit seiner legendären „Schmidt-Schnauze“ soll der etwas schnodderige Ausspruch stammen: „Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen“. Dem sog. gesunden Menschenverstand oder dem *common sense* der Bürgerin auf der Straße und des Bürgers der spätmodernen-säkularen Mehrheitsgesellschaft leuchtet dieser Satz ein und spricht aus dem Herzen: Jemand, der Stimmen hört oder Visionen hat, wird heute i.d.R. schräg angeschaut, verdient allenfalls Mitleid, aber kein Gehör. Denn für unsere, durch die Aufklärung gegangene Gesellschaft sind solche hoch persönlichen, hoch affektiven, individualistischen und subjektivistischen religiösen oder sonstigen Wahrheitsansprüche problematisch.

**(2.)** Dass theologischerseits dieses Problembewusstsein keinesfalls fehlt, hat niemandpointierter formuliert, als Rudolf Bultmann, der in einem bekannten Diktum seines Entmythologisierungsaufsatzes sagt:

*„Man kann nicht elektrisches Licht und Radioapparat benutzen, in Krankheitsfällen moderne medizinische und klinische Mittel in Anspruch nehmen und gleichzeitig an die Geister- und Wunderwelt des Neuen Testaments glauben. Und wer meint, es für seine Person tun zu können, muß sich klar machen, daß er, wenn er das für die Haltung des christlichen Glaubens erklärt, damit die christliche Verkündigung in der Gegenwart unverstündlich und unmöglich macht.“<sup>3</sup>*

Bultmann setzt hier rhetorisch die klassischen Offenbarungskanäle von Vision und Audition zu den technisch explizierbaren Funktionszusammenhängen von elektrischem Licht und Radioapparat ins Verhältnis. Durch diese Parallelisierung wird das Problem übernatürlicher Eingebungen offensichtlich: Ihr Wahrheitsanspruch lässt sich nicht naturwissenschaftlich-kausal erklären oder intersubjektiv überprüfen – sodass sie zum Einfallstor jener Irrationalität werden, die sich biblisch und religionsgeschichtlich im Eigenleben einer Geister- und Dämonenwelt ausspricht.

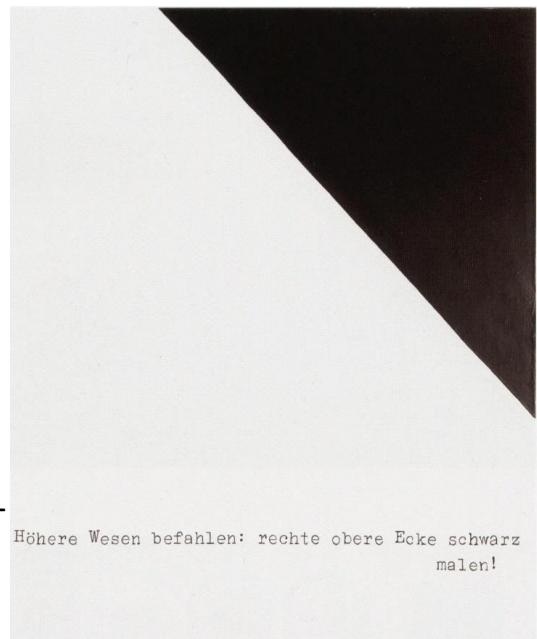
**(3.)** Welchen Absurditäten das Tür und Tor öffnet, führt augenzwinkernd Sigmar Polkes Kunstwerk vor, das den für sich selbst sprechenden Titel trägt: „Höhere We-

---

<sup>3</sup>Rudolf Bultmann: Neues Testament und Mythologie. Das Problem der Entmythologisierung der neutestamentlichen Verkündigung (1941), in: H.-W. Bartsch (Hg.): Kerygma und Mythos, Band 1. 1948. 4. Aufl, Hamburg, 1960, 15–48, hier: 18.

sen befahlen: rechte obere Ecke schwarz malen!“<sup>4</sup> Darin ironisiert Polke den aus der Luft gegriffenen Unbedingtheitsanspruch übernatürlicher Eingebungen: Wenn ein höheres Wesen den an sich bedeutungslosen, irgendwie willkürlich, ja blödsinnig wirkenden Akt des Ausmalens einer bestimmten, jedoch völlig belanglosen Ecke befiehlt, dann kann man nicht nur nichts dagegen sagen; dann wird sogar das Bedeutungsloseste, Willkürlichste und Blödsinnigste (hier: Kunstwerk) plötzlich unendlich bedeutungsvoll, ja notwendig – steht es doch mit höheren Mächten im Bunde und dient einem höheren Ziel, dessen Sinn wir uns nicht anmaßen dürften zu hinterfragen.

**(4.)** Wir können solche Ansprüche mit Polke ironisieren, als seltsame Stilblüten und Sammlerstücke in unser Kuriositätenkabinett aufnehmen und sie mit einem milde bedauernden Lächeln abtun. Doch dafür sind sie eigentlich zu gefährlich: Vermeintlich übernatürliche Eingebungen stellen ja nicht bloß Symptome für die Fraglichkeit einer rein privaten Zurechnungsfähigkeit einer Person dar. Sie werden ungeheuer, wo sie sich auf das zwischenmenschliche Miteinander auswirken – womöglich auch deshalb, weil „der Wahnsinn Methode hat“: Denn übernatürliche, göttliche Eingebung kann zum Machtinstrument werden. Die verführerische Verhüllung des eigenen Willens in den Deckmantel der Gottesrede lässt den eigenen Willen unwiderstehlich und unangreifbar werden. Diese Strategie macht ihn gegen jegliche Kritik immun und im schlimmsten Falle wortwörtlich zum „Totschlagargument“: Für alle offen zutage tritt dies etwa in den Exekutionsvideos, in denen Menschen im Namen Gottes getötet werden, die die Schergen des sog. Islamischen Staats medienwirksam über das Internet verbreiten. „Gott will es“; „Höhere Wesen befahlen: Töte – im Namen Gottes!“



**(5.)** Was uns aufgrund seiner Radikalität und in der verfremdeten Gestalt der IS-Terroristen relativ leicht einzusehen fällt – es handelt sich ja um eine pathologische Struktur von Fundamentalisten aus einer Fremdreigion –, findet sich aber auch in christlichen Kontexten: In bestimmten christlichen Frömmigkeitsmilieus gehört eine lebendige Beziehung zu Jesus zum Alltag. Solche Christ\_innen orientie-

<sup>4</sup>Bildnachweis: *Sigmar Polke*: Höhere Wesen befahlen: rechte obere Ecke schwarz malen!, 1969; zitiert nach: *Sigmar Polke*: Die drei Lügen der Malerei. Ausstellungskatalog Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland (7.6.-12.10.1997), Ostfildern-Ruit 1997, 156.

ren ihr Leben durch das Gebet zu Jesus, das sie im Sinne eines Gespräches mit einem imaginären Freund führen, der immer für sie da ist. Sie adressieren ihn als ihnen zugewandtes Angesicht Gottes und reden mit ihm über ihre Probleme, Sorgen, Wünsche und Bedürfnisse. Im Sinne eines bloß zuhörenden, seelsorgerlichen „Kummerkastens“ ist dagegen nichts einzuwenden. Schwierig wird es dort, wo ihr Jesus aus dieser Passivität heraustritt und ihnen zu antworten beginnt: Für dies Frömmigkeitsmilieu ist nämlich spezifisch, dass es sich darauf beruft, im Gebet auch Weisung zu empfangen, wie das eigene Leben zu leben sei. Kundgetan wird dann der Ratschluss ihres Jesu mit Worten wie „Der Herr Jesus hat mir gesagt ...“. Was zunächst irgendwie belustigt, kann schnell so einschneidend, lebenshinderlich und übergriffig werden, dass einem das Lachen im Halse steckenbleibt. Denn nicht selten fallen die Weisungen dieses Herrn Jesus überraschend „klipp und klar“, haargenau und messerscharf aus.

– Und wenn dies von den Betenden selbst nicht so empfunden wird, so doch von den Menschen in ihrem Umfeld, die mit ihnen Umgang haben oder mit ihnen zusammenleben (müssen). Da wird schon einmal der Kontakt zu jemandem abgebrochen, mit dem man jahrelang befreundet war, weil sich der- oder diejenige scheiden lässt, sich outet, Alkohol trinkt, Harry Potter liest, Sex vor der Ehe hat usw. Das, was „der Herr Jesus“ dann dazu sagt, kann in bestimmten Gruppen und Konstellationen durchaus den sozialen Tod bedeuten... „Höhere Wesen befahlen: Schließt so jemanden aus eurer Gemeinschaft aus!“, „Tötet! Das hat mir Jesus gesagt.“

**(6.)** Wie damit umgehen? Wie unterscheiden zwischen Menschen- und Gotteswort, göttlicher Eingebung und Hirngespinnst oder Lügengeist? Gibt es dafür Kriterien? In der Bibel in ihrer jetzigen Gestalt wird dieser Diskurs selbst bereits geführt: Hier besonders vor dem Hintergrund der Unterscheidung von wahrer und falscher Prophetie. In diesen innerbiblischen Diskurs hinein erhebt auch unser Predigttext seine Stimme. So spricht die Stimme des Propheten Jeremia, schlagen wir heute das Jeremiabuch bei Kapitel 23 für die Verse 16-23 auf:

**(7.)** *16 So spricht der Herr Zebaoth: Hört nicht auf die Worte der Propheten, die euch weissagen! Sie betrügen euch, sie verkünden euch Gesichte aus ihrem Herzen und nicht aus dem Mund des Herrn. 17 Sie sagen denen, die des Herrn Wort verachten: Es wird euch wohlgehen –, und allen, die im Starrsinn ihres Herzens wandeln, sagen sie: Es wird kein Unheil über euch kommen. 18 Aber wer hat im Rat des Herrn gestanden, dass er sein Wort gesehen und gehört hätte? Wer hat sein Wort vernommen und gehört? 19 Siehe, es wird ein Wetter des Herrn kommen voll Grimm und ein schreckliches Ungewitter auf den Kopf der Gottlosen niedergehen. 20 Und des Herrn Zorn wird nicht ablassen, bis er tue und ausrichte, was er im Sinn hat; zur letzten Zeit werdet ihr es klar erkennen. 21 Ich sandte die Propheten nicht, und doch laufen sie; ich redete nicht zu ihnen, und doch weissa-*

*gen sie. 22 Denn wenn sie in meinem Rat gestanden hätten, so hätten sie meine Worte meinem Volk gepredigt, um es von seinem bösen Wandel und von seinem bösen Tun zu bekehren. 23 Bin ich nur ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht auch ein Gott, der ferne ist?*

**(8.)** Liebe Gemeinde, was für eine herrliche, selbstwidersprüchliche Textinszenierung: Der Prophet Jeremia spricht, dass der Herr Zebaoth spreche, seine Hörschaft solle nicht auf die Worte hören, die die Propheten im Namen Gottes sprächen. Damit haben wir ein Dilemma, wie in jenem von Clemens von Alexandria dem Kreter Epimenides zugeschrieben Satz, der auf eine Reminiszenz im Neuen Testament, nämlich im Titusbrief (1,12), zurückgeht: „Epimenides der Kreter sagte: Alle Kreter sind Lügner.“<sup>5</sup> – Ein Kreter sagt: Alle Kreter lügen. Und hier bei Jeremia nun: Ein Prophet sagt im Anspruch der Gottesrede: Glaubts bloß nicht der Gottesrede von Propheten! – Beide Worte tragen die logische Struktur des Paradoxons in sich: Durch das, was sie sagen, wird automatisch zurückgenommen, gelöscht, was gesagt wurde bzw. der Sprecher fällt sich selbst ins Wort und macht eine selbstwidersprüchliche Aussage – genau genommen zwei einander widersprechende Aussagen, die die Hörschaft ein wenig ratlos zurücklassen. Machen wir uns das an Epimenides deutlich: Stammt Epimenides von Kreta und behauptet von allen Kretern, sie seien Lügner; dann wäre auch seine Behauptung eine Lüge – denn auch er wäre ja ein solcher, verlogener Kreter. Ist seine Behauptung aber eine Lüge, dann wäre es ja gelogen, dass alle Kreter Lügner wären, folglich wären die Kreter keine Lügner. Auch Epimenides als Kreter wäre dann kein Lügner und folglich wäre seine Behauptung wahr. Da Epimenides aber wahr wäre, das nun aber auch wieder auf ihn und damit auf seine Behauptung zu, die also eine Lüge wäre usf. Hier blickt der Verstand nicht mehr durch – traut seinen Ohren nicht mehr.

**(9.)** Nun muss man freilich eingestehen, dass unser literarischer Jeremia des biblischen Endtextes natürlich nicht ganz bis zum Selbstwiderspruch geht: Jeremias Rede verwirft ja nicht alle Prophetie, sondern sie richtet sich mit dem Anspruch der Gottesrede, also mit dem Anspruch selbst wahre Prophetie zu sein, gegen Lügenpropheten oder Falschpropheten. Dabei gilt es aus Sicht der heutigen alttestamentlichen Exegese zu berücksichtigen, dass diese Unterscheidung zwischen wahrer und Lügenprophetie religionsgeschichtlich aus einer Binnenperspektive erwuchs: Die biblischen Texte, die sich mit diesem Thema befassen, gehen je auf konkrete Deutungskonflikte zwischen bestimmten Gruppierungen innerhalb der Hof- oder Kultpropheten oder bestimmter Prophetenschulen und -traditionen zurück. Diese waren untereinander uneins darüber, wie bestimmte politische und

---

<sup>5</sup>Vgl. *Bertrand Russell*: *Mathematical logic as based on the theory of types*, in: *American Journal of Mathematics* 30, 1908, 3, 222-262, hier: 222 (im O-Ton Russells: „Epimenides the Cretan said that all Cretans were liars“).

soziale Entscheidungen und Strategien der herrschenden Parteien zu beurteilen und dementsprechend religiös zu sanktionieren seien.<sup>6</sup> Der Fall Jeremias wird dabei von Anja Klein folgendermaßen beschrieben:

*„Hier spricht sich Jeremia in der Rolle eines Hofpropheten gegen die von anderen Propheten unterstützte Bündnispolitik Judas mit Ägypten aus (vgl. Jer 27-29). Nachdem sich der Rat Jeremias in der Geschichte als richtig erwiesen hat, stellt die biblische Überlieferung den historischen Konflikt im Nachhinein als eine theologische Auseinandersetzung zwischen dem ‚wahren‘ Propheten Jhwhs – Jeremia – und den ‚falschen‘ Propheten dar, die im Namen Jhwhs Lüge weissagen (Jer 27,9f; Jer 28,15; Jer 29,8f).“<sup>7</sup>*

**(10.)** In diesem Zusammenhang eines nachträglichen, literarischen Redigierens älterer Schichten des Jeremiabuches stellt sich die Frage nach den dahinterstehenden Kriterien für diese Überarbeitung: Die Grundlage für die Entscheidungen dieser literarischen Stilisierung lassen sich getreu dem nicht nur von den Reformatoren erhobenen Grundsatz, die Bibel lege sich selbst aus (*sui ipsius interpres*), dem Kanon der Schrift selbst entnehmen: Im Deuteronomium (18,9-22) finden wir das sog. Prophetengesetz,<sup>8</sup> aus dem wir in der Schriftlesung vorhin den für uns entscheidenden Auszug gehört haben, der ein Kriterium dafür liefert, ob es sich bei Prophetie um wahre oder falsche Prophetie handle: „wenn der Prophet redet in dem Namen des HERRN und es wird nichts daraus und es tritt nicht ein, dann ist das ein Wort, das der HERR nicht geredet hat“ (Dtn 18,22).

**(11.)** Soweit, so klar, könnte man denken: Dass Propheten Wahres verkündigen zeigt sich daran, dass in Erfüllung geht, was sie prophezeien. Das ist doch eindeutig. – Doch wie so oft zeigt die Exegese auf, dass es so einfach nicht ist: Denn der biblische Kanon enthält in sich zugleich die umgekehrte Aussage zu diesem Kriterium: Dem ein eigenes biblisches Buch gewidmeten und somit als wahren Propheten inszenierten Jona, widerfährt genau das gegenteilige Schicksal, wie wir vorhin in der zweiten Schriftlesung gehört haben: Das Ende der Jonageschichte erzählt davon, dass gerade nicht eintrifft, was Jona verheißen hat – und Jona wird als Prophet dafür sogar von der Geschichte in Schutz genommen: Nicht Jona sei ein Lügenprophet, sondern Gott habe es sich anders überlegt.<sup>9</sup>

---

<sup>6</sup>Als exegetische Grundlage für diesen Abschnitt vgl. Anja Klein: Art. Prophetie, falsche, in: Das wissenschaftliche Bibellexikon im Internet (WiBiLex), <[https://www.bibelwissenschaft.de/fileadmin/buh\\_bibelmodul/media/wibi/pdf/Prophetie\\_falsche\\_2018-09-20\\_06\\_20.pdf](https://www.bibelwissenschaft.de/fileadmin/buh_bibelmodul/media/wibi/pdf/Prophetie_falsche_2018-09-20_06_20.pdf)> (21.06.2019), hier: 1f.

<sup>7</sup> A.a.O., 3.

<sup>8</sup> Vgl a.a.O., 4f.

<sup>9</sup> Vgl. a.a.O., 5.

**(12.)** In der Gegenüberstellung dieser beiden biblischen Textpassagen, wie wir sie in der Lesung gehört haben, zeigt sich, dass sich nicht nur der Philosoph Epimenides oder der Prophet Jeremia selbst ins Wort fallen, sondern auch der kanonisierte Endtext der sich selbst auslegenden Heiligen Schrift: Wahrer Prophet ist, wessen Verheißungen sich erfüllen; Jona, dessen Verheißung nicht in Erfüllung ging, gilt dem Kanon der Schrift gleichwohl als wahrer Prophet. – Am Gotteswort des biblischen Kanons zeigt sich darin etwas höchst Bemerkenswertes: Trotz des Monotheismus' des biblischen Kanons ist es gerade nicht so, dass auch für Gottesrede das Einfache und Eindeutige, das Direkte und Unmittelbare ein Kriterium wäre. Vielmehr offenbart die Heilige Schrift als Signatur des Wortes Gottes Zwei-, Mehr- und Vieldeutigkeit statt Eindeutigkeit.

**(13.)** Das mag uns, deren Kultur gleichermaßen stark nicht nur von der Bibel, sondern auch durch die griechische Philosophie geprägt ist, zunächst überraschen: Denn in der Tradition der griechisch-philosophischen Logik wird eben eins und nicht zwei mit dem Göttlichen assoziiert, während Zwietracht, Zwiespältigkeit, Doppel- und Zweideutigkeit – eben die sprichwörtliche „gespaltene Zunge“ – dem Bösen eignen: Der heißt auf Griechisch ja auch *diábolos* – wörtlich also: „Durcheinanderwerfer“.

**(14.)** Der biblische Kanon als Richtschnur zur Entdeckung von Gottesrede steht auch dazu im Widerspruch: Dies spricht sich in einem Bibelvers aus, den wir vorhin im Psalm wechselseitig miteinander gesprochen haben: „Eines hat Gott geredet, ein Zweifaches habe ich gehört“ (Ps 62,12). Gottesrede wird also vom biblischen Kanon als uneindeutige Rede markiert: Sie kann nicht glasklar, völlig (selbst)verständlich, unfraglich oder unhinterfragbar sein: Sondern Gottesrede zeichnet sich für den biblischen Kanon dadurch aus, dass sie stets und irreduzibel mehrdeutig – und das heißt: interpretationsoffen! – ist und bleiben muss.

**(15.)** Den Grund dafür liefert unser Predigttext in seiner abschließenden Frage: „Bin ich nur ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht auch ein Gott, der ferne ist?“ – Der Prophetentext wehrt sich hier gegen die Vereinnahmung Gottes, die all jene betreiben, die so klar wissen zu meinen, was Gott will oder „der Herr Jesus“ ihnen gesagt habe. Ihnen können wir mit Jeremia und der Autorität der Schrift entgegenhalten: „wer hat (schon selbst) im Rat des Herrn gestanden, dass er sein Wort gesehen und gehört hätte?“ (Jer 23,18). Bildlich gesprochen meint das: Kein Mensch kann Gott in den Kopf schauen; niemand ist dabei, wenn Gott einen Ratschluss fasst. Und dieses Sprachbild leuchtet uns ein: Denn das ist uns ja nicht einmal bei unseren Mitmenschen möglich. Was also wäre das für ein Gott, den wir einsehen könnten?

**(16.)** Wer für sich in Anspruch nimmt, zu Gott oder „dem Herrn Jesus“ einen „direkten Draht“ zu haben und meint, für sie sprechen zu können, der überhebt sich:

Der kassiert den himmelweiten Unterschied zwischen Gott und Mensch, der maßt sich an, Gott zu verstehen – und begeht dabei das größte Missverständnis: Denn er macht darin Gott doch nur vollends zur Projektionsfläche der eigenen Wünsche und Bedürfnisse – und damit zum Abgott, zum Götzen. Nichts könnte verkehrter sein, um zu aufrichtiger, glaubwürdiger und tiefgründiger Gottesrede zu gelangen, als von sich aus den Anspruch zu erheben, das eigene Wort sei Gotteswort. Jeremia nennt das in seiner Prophetenrede: „sie verkünden euch Gesichte aus ihrem Herzen und nicht aus dem Mund des Herrn“ (Jer 23,16). Solche Rede vermag bloß, das kritisiert Jeremia in seinem heiligen Zorn, den Starrsinn des Herzens (vgl. Jer 23,17) noch zu verstärken – also sich selbst oder anderen Glauben zu machen, was sie ohnehin schon glauben wollten. Das ist kein Kunststück – und noch viel weniger das Wunder des Glaubens.

**(17.)** Dieses Vorgehen kann die wahrhafte, schöpferische und neu machende Gottesrede gar nicht in den Blick nehmen und es bringt sie nur in Verruf (vgl. Jer 23,17): Dieses andere Gotteswort, auf das der biblische Kanon als Heilige Schrift verweist – das Deutung nötig macht und gerade darin im Leben der Menschen Deutungs- und Möglichkeitsspielräume eröffnet, so- dass sich Leben überhaupt erst verwandeln, neues Leben werden kann. – Um diese Offenheit menschlichen Lebens zu ermöglichen, deshalb muss unverbrüchlich gelten: „Eines hat Gott geredet, ein Zweifaches habe ich gehört“. Deshalb ist der biblische Kanon in sich vielschichtig und fällt sich selbst ins Wort. Weil er Auslegung statt direkter Gottesrede verlangt. Die Auslegung, die als Akt des Verstehens und als Akt des Dialogs gedacht ist, in der verschiedene Meinungen, Positionen und Perspektiven – und damit auch verschiedene Personen, einzigartige Menschen und ihre Lebensgeschichten, ihr Recht haben und in der deshalb unterschiedliche Sicht- und Herangehensweisen eingenommen werden können, erst sie ist sinnvoller und glaubwürdiger Umgang mit dem Wort Gottes: Es gilt auf die heiligen, deutungsoffenen Worte der Schrift und ihre immer neuen, von unseren Lebensumständen geprägten Auslegungen zu hören, statt selbst für Gott zu sprechen: Hinhören auf das Wort Gottes, das uns verändert, und nicht selbst Gottesrede sprechen wollen. So heißt es ja im Wochenspruch auch nicht: „Wenn ihr sprecht, dann spreche ich aus euch“, sondern „Wer euch hört, der hört mich“ (Lk 10,16a) – oder: der könnte mich hören. Dann ist das aber eine von außen herangetragene Deutung, die Anreicherung durch ein fremdes Verständnis und nicht der Gestus der eigenen Selbstverständlichkeit, in denen Wort Gottes aufscheint.

**(18.)** Die Struktur des Gotteswortes in seiner Mehrdeutigkeit und Interpretationsoffenheit lebt vom Pluralismus der Perspektiven und der Fähigkeit zur wechselseitigen Perspektivübernahme: Das in den Kanon der Schrift aufgehobene Wort Gottes erweist sich als mehrdeutig, polyphon und multiperspektivisch. Damit verweist seine Struktur uns an die Signatur des Diskurses und Dialogs: Des Austauschens von Deutungen und Auslegungen. Das Wort Gottes ist aufgehoben

in den Diskurs des Verstehens und Andersverstehens von Deutungen. Im Angesicht der Heiligen Schrift wird Wort Gottes selbst zur Chiffre für die Signatur des Verstehens und des Diskurses –

Dogmatisch und religionsphilosophisch gesprochen trägt es damit die Signatur des Geistes, die ihrerseits vom Wort Gottes als Heiliger Schrift bestätigt wird: So spricht Paulus im zweiten Korintherbrief: „Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig“ (2 Kor 3,7) – und fordert also zur Auslegung im Diskurs auf. Geist beschreibt die wechselseitige Anerkennung, das Gelten-lassen des Anderen in Gespräch, Austausch, Auslegung und Diskurs und das Einbeziehen solches Anderen in das eigene Verständnis, sodass dieses immer wieder anders, neu und geistreich werden kann. Als ebenfalls geistreich sowohl in Hinblick auf das Verhältnis von Gottesrede und Menschenwort als auch für den Vorrang des Hinhörens vor dem Sprechen innerhalb des Diskurses gilt eine alte Lebensweisheit, die nun das letzte Wort haben soll: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.“

Amen.



***Sich entlasten lassen: Mt 11,28 (25-30)***

*Dr. Eike Kohler*

*30. Juni 2019, 2. Sonntag nach Trinitatis*

Liebe Gemeinde,

ich sitze in meinem Büro. Während ich drei E-Mails bearbeite, landen fünf neue im Posteingang. Wann findet meine Prüfung statt? Kann ich noch nachträglich diese Veranstaltung in ein anderes Modul umbuchen lassen? Bitte denken Sie daran, mir rechtzeitig Ihren Text für den Aufsatzband zukommen zu lassen! Oh je, das hatte ich ganz übersehen, dass der auch noch fällig ist. Ich sollte noch ein paar Gedanken für die Sitzung gleich zusammenschreiben. Eine Studentin kommt ins Büro: Ich habe vergessen, mich für die Prüfung anzumelden. Kann ich das jetzt noch nachholen? Nein, das geht leider nicht, bitte in der nächsten Prüfungsphase. Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für den weiteren Studienverlauf? Die Kollegin fragt über den Schreibtisch hinweg: Kannst Du mal gerade schauen? Ich bekomme diese Leistung nicht verbucht, irgendwie hakt das System! Ein Anruf von außen: Die Spedition liefert in zehn Minuten die neuen Stühle für den Seminarraum an. Eigentlich hätten die doch gestern kommen sollen. Wer kann sie jetzt entgegennehmen? Ich will nicht jammern, mich nicht beklagen; ich liebe meine Tätigkeit und finde viel Freude dran. Es ist nur gerade ziemlich viel, was da als Arbeitspakete auf meinem Schreibtisch landet.

Wieder fünf neue Mails im Posteingang. Können wir der neuen Ordnung für die Sprachprüfung in Deutsch für ausländische Studienbewerber zustimmen? Es kostet mich mindestens eine Dreiviertelstunde, den Entwurf durchzulesen. Nicht jetzt. Nächste E-Mail. Ein Kollege hat Bedenken gegen bestimmte Details im Konzept der zukünftigen Modulstruktur, bitte noch berücksichtigen. Bitte daran denken, dass die WHK-Stelle in zwei Monaten ausläuft und verlängert werden muss! Da ist noch zu klären, wie sie zukünftig finanziert werden kann, also Termin mit dem Finanzbeauftragten machen. In fünf Minuten beginnt die Besprechung, danach direkt die nächste. Die Protokolle der beiden Sitzungen gestern müssen noch geschrieben werden. Es klopft an der Tür: Kann ich Sie kurz sprechen? Ich hätte da ein Problem! Noch zwei Minuten, dann beginnt die Sitzung. Ich muss noch auf die Toilette. Im Gehen fällt mein Blick auf die aufgeschlagene Bibel mit dem Predigttext für Sonntag. Ich lese:

*„Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmt auf euch mein Joch, und lernt von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.“*

Ruhe finden, ja das wäre schön. Raus aus dem Trott, nicht ständig gehetzt von einer Aufgabe zum nächsten, immer getrieben von den aktuellen Notwendigkei-

ten, Anforderungen, Fristen und Terminen. Aber dafür habe ich jetzt leider keine Zeit; ich muss los.

Erst am Samstag finde ich Zeit, mich um die Predigt zu kümmern. Der Druck steigt; heute Abend muss sie fertig sein. Ich frage mich: Wie kann die Ruhe für meine Seele aussehen, die Jesus mir verheißt? Was bedeutet es, von Jesus zu lernen – für mich, in meinem Leben, in dieser Situation? Der Text steht im 11. Kapitel des Matthäusevangeliums. Im 10. Kapitel ging es um Jüngerschaft, im 11. Kapitel um die Frage, wer Jesus ist. Zunächst fragt Johannes der Täufer danach, aus dem Gefängnis: Bist Du es wirklich? Jesus verweist auf das, was passiert, wenn er Menschen begegnet: Kranke werden gesund, Blinde sehend, und den Armen wird die frohe Botschaft gepredigt. Er bestätigt: Johannes' Botschaft ist richtig. Er wirft den Menschen vor, dass sie überall ein Haar in der Suppe finden: Johannes lebt asketisch – sie halten ihn für besessen. Jesus isst und trinkt mit den Sündern – sie kritisieren ihn als Fresser und Weinsäufer. Er klagt über die Städte, die seine Botschaft nicht angenommen haben und deshalb in ihr Unheil steuern. Und er endet mit den Spitzensätzen, die den Predigttext für heute rahmen – ich lese Mt 11,25-30:

*„Zu der Zeit fing Jesus an und sprach: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, dass du dies Weisen und Klugen verborgen hast und hast es Unmündigen offenbart. Ja, Vater; denn so hat es dir wohlgefallen. Alles ist mir übergeben von meinem Vater, und niemand kennt den Sohn als nur der Vater; und niemand kennt den Vater als nur der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will. Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.“*

Für Matthäus ist die Botschaft klar: Ruhe finde ich für meine Seele, wenn ich in der Nachfolge Jesu lebe, denn Jesus ist in besonderer Weise mit Gott verbunden – alles ist ihm vom Vater übergeben, und zwischen beiden herrscht eine ganz intime wechselseitige Kenntnis. Nur Jesus kann uns deshalb Zugang zum wirklichen Heil verschaffen. Weil uns in ihm Gott begegnet, ist er der Schlüssel für das Gelingen unseres Lebens. Von Jesus zu lernen heißt, sich seine Sicht auf die Welt und seine Haltung zur Welt zu eigen zu machen. Matthäus beschreibt diese Haltung als „sanftmütig“ und „von Herzen demütig“. Jesus lädt uns ein in ein Leben, in dem wir aufmerksam sind auf die Not der Menschen um uns her, und voll Vertrauen darauf, dass auch für uns gesorgt sein wird, unsere Energie in Möglichkeiten stecken, das Leben für andere zu verbessern – in religiöser Sprache: an der Verwirklichung des Reiches Gottes zu arbeiten.

Die neue Sicht, die Jesus vermittelt, sieht Arbeit nicht als Möglichkeit, sich selbst zu verwirklichen, sich ein möglichst gutes Leben zu schaffen, sich die Zukunft zu sichern oder die Ressourcen zu verschaffen, um sich möglichst viele Bedürfnisse

sichern zu können. Für Jesus ist Arbeit das Bestreben, die Welt für alle zu einem besseren Ort zu machen, die Not von Menschen zu lindern, einen gerechten Ausgleich zu schaffen zwischen den unterschiedlichen Bedürfnissen aller Menschen.

Wenn ich versuche, aus meinen eigenen Möglichkeiten heraus zu leben, meines eigenen Glückes Schmied zu sein, muss ich ständig danach streben, mir eine möglichst gute Ausgangsposition im Wettbewerb um die Chancen und Ressourcen von morgen zu verschaffen. Ich strebe danach, meine Freiheit zur Entfaltung zu realisieren – und merke dabei jeden Tag schmerzlich, von wie vielen Dingen ich abhängig bin, wie sehr ich eingeschränkt bin in meinen Möglichkeiten dadurch, dass andere neben mir genauso versuchen, im Wettbewerb zu bestehen. Das verleitet uns alle immer mehr dazu, das letzte aus uns herauszuholen, uns ständig zu überfordern, und immer wieder steht die Versuchung im Raum, notfalls auch die Regeln außer Acht zu lassen und den eigenen Vorteil zu sichern, indem ich anderen bewusst schade.

Jesus lädt uns zu einem anderen Leben ein. Er kritisiert die Versuche, selbst die eigene Zukunft zu sichern, immer wieder – denken wir an die Geschichte vom reichen Kornbauern, der mit vollen Scheunen stirbt, oder das Wort Jesu von den Lilien auf dem Felde und den Vögeln unter dem Himmel in der Bergpredigt.

Das Leben, zu dem Jesus uns einlädt, ist ein Leben in seiner Nachfolge, ein Leben, in dem wir dafür arbeiten, dass das Reich Gottes Wirklichkeit wird in dieser Welt. In dem wir nicht große Pläne für unsere Zukunft machen, sondern darauf vertrauen, dass Gott für uns sorgen wird und unsere Aufmerksamkeit stattdessen darauf richten, in der Situation, in der wir gerade stehen, das Nötige tun – das, was nötig ist, um anderen Menschen zum Nächsten zu werden, das, was nötig ist, damit alle gleichermaßen genug zum Leben haben.

Die Last, die mir Jesus damit aufbürdet, ist der Verzicht auf die üblichen Kriterien, mit denen ich meinen Selbstwert bestimme: In einem Leben, das sich an Jesus ausrichtet, kann ich nicht planen, wie viel ich verdiene, wie viel Anerkennung ich durch andere bekomme, wie viel Einfluss ich habe. Ich muss Ungewissheit aushalten, muss erleben, wie andere mehr Anerkennung, mehr Einfluss, mehr Geld zur Verfügung haben – im Vertrauen darauf, dass auch für mich genug da sein wird, dass ich davon leben kann.

Die Entlastung, die Jesus mir dafür schafft, ist die Möglichkeit, zu meinen Grenzen zu stehen. Mir selbst und anderen einzugestehen, dass ich nicht in der Lage war, alles zu erledigen.

Darauf zu verzichten, bestimmte Projekte zu übernehmen, weil sie mir Einfluss oder Geld sichern. Nicht ständig in Sorge darum sein zu müssen, dass andere besser sein könnten, sondern mich an ihrem Erfolg freuen zu können, weil es der Erfolg für die gemeinsame Sache ist.

Der Streber in mir, der gerne in der Anerkennung anderer badet, der gerne auf den Gehaltszettel blickt und es genießt, Entscheidungen treffen zu können, gefällt diese Alternative nicht so richtig. Er blickt mit Sorge darauf, ob dann in Zukunft all die Freude über eigene Erfolge wegfällt, die mir bisher immer wieder die Kraft

gegeben hat, die Strapazen durchzustehen und den Druck auszuhalten, den meine Arbeit bedeutet.

Aber ein anderer Teil meiner Seele fühlt sich erleichtert und befreit – endlich nicht mehr Schwächen und Fehler vertuschen müssen, ständig auf der Hut sein müssen vor Angriffen anderer, endlich auch die Grenzen der eigenen Möglichkeiten offen zugeben dürfen. Das verschafft Erleichterung. Und die Hoffnung, dass ein Arbeiten für andere mehr entspanntes Miteinander, Gemeinschaft und Momente der Freude ermöglicht als ein Arbeiten im Wettbewerb mit ihnen, bringt ebenfalls neue Zuversicht.

So nehme ich mir vor, meine Tätigkeiten mal wieder darauf durchzusehen, was ich vor allem für das eigene Ego tue, und wodurch andere Menschen einen wirklichen Gewinn haben. Ich nehme mir vor, zu meinen Grenzen zu stehen und gegenüber Kollegen und Vorgesetzten auch deutlich zu machen, wo ich mich durch ihre Erwartungen überfordert sehe. Auch wenn mein Ruf, alles im Griff zu haben und exzellente Arbeit zu machen, darunter leiden wird.

Beide Teile in mir ringen miteinander – immer wieder, immer aufs Neue. So schwanke ich zwischen beiden Lebensweisen und brauche immer wieder den Zuspruch, den Gottes Evangelium uns schenken will. Jesus lädt uns ein, die Verantwortung für das Gelingen unseres Lebens nicht in die eigenen Hände zu nehmen, sondern Gott anzuvertrauen. Diesen Zuspruch möchte ich heute mit Ihnen teilen, und hoffe, dass die Einladung Jesu auch für Sie eine Möglichkeit zur Entlastung bietet. Ich für mich kann nur sagen: Mehr war mir in dieser Predigt hier und heute nicht möglich. Ich vertraue darauf, dass Gott Ihnen an anderer Stelle all das schenken wird, was Sie sonst noch brauchen.

Zum Schluss möchte ich aber Ihnen und mir ein Geschenk machen, das hier und jetzt direkt Ruhe schafft: Ich lade Sie ein, vor dem nächsten Lied noch einmal den Text Mt 11,25-30 zu hören und dann mit mir drei Minuten Stille zu halten.

Matthäus schreibt:

*„Zu der Zeit fing Jesus an und sprach: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, dass du dies Weisen und Klugen verborgen hast und hast es Unmündigen offenbart. Ja, Vater; denn so hat es dir wohlgefallen.*

*Alles ist mir übergeben von meinem Vater, und niemand kennt den Sohn als nur der Vater; und niemand kennt den Vater als nur der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will.*

*Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.“*

Amen.

**„Auf Arbeit“ und „in Muße“: Ex 20,8-11**

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

7. Juli 2019, 3. Sonntag nach Trinitatis

Predigt im Semesterschlussgottesdienst

*Ex 20,8-11: „Gedenke des Sabbattages, dass du ihn heiligst. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke tun. Aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes. Da sollst du keine Arbeit tun, auch nicht dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, dein Vieh, auch nicht dein Fremdling, der in deiner Stadt lebt. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und das Meer und alles, was darinnen ist, und ruhte am siebenten Tage. Darum segnete der Herr den Sabbattag und heiligte ihn.“*

### **1. Lebenskunst**

*Zu leben, bedeutet von dem zu leben, was einem gegeben ist. Das ist ganz elementar. Wir leben vom *Physikalischen und Biologischen*: der Luft, dem Licht, der Nahrung, der körperlichen Ausstattung. Und wir leben von dem, was einem *sozial gegeben* ist: der Familie, in der man aufwuchs. Wer Sinn für Religion hat, der sieht, dass es alles *Gottes Gabe* ist, Gottes gute Gabe, seine Schöpfung für mich und für andere. *Zu leben, das ist also einerseits ein Leben von dem, was einem gegeben ist. Andererseits ist es eine Aufgabe. Eine Lebenskunst.* Mit dem Gegebenen so umzugehen, dass es lebensförderlich ist. So weit so gut.*

### **2. Arbeit**

*Ich arbeite gerne.* Wie schön, einen Artikel fertiggeschrieben zu haben, für ein Problem eine Lösung gefunden zu haben, wie schön, wenn der Rasen fertig gemäht ist. Wie schön, nach Bearbeitung der Aufgabe, sagen zu können. Es war ziemlich gut. Ein Echo des göttlichen: „Und siehe, es war sehr gut.“ *Allerdings ist arbeiten nicht immer schön.* Vor allem dann, wenn die Arbeit zu viel wird. Wenn sie schon längst hätte fertig sein sollen, aber noch nicht gemacht ist. Wenn sie einen richtig müde macht und kaputt. Wenn trotz aller Mühe das Problem nicht gelöst ist. Wir leben nicht im Paradies. Leben ist *Arbeit mit Mühsal und unter Schmerzen*. Dem Arbeiten-Müssen entkomme ich nicht. Ich muss „auf Arbeit sein“ dann, wenn die im Arbeitsvertrag vorgesehenen Arbeitszeiten es vorschreiben; etwa auch arbeiten zu dem Zeitpunkt, für den der Unterricht oder eine Sitzung anberaumt ist. Ich muss mich aufraffen, weil der Kühlschrank leer ist oder die gewaschen Wäsche noch getrocknet, gefaltet und eingeräumt werden muss. Die Lebenskunst besteht also nicht nur darin, eine Arbeit möglichst gut hinzubekommen, unter Einsatz der eigenen Fähigkeiten die Aufgabe zu bearbeiten – die Lebenskunst besteht *auch* darin, damit umzugehen, dass *die Arbeit beides ist: Lust und Last*, dass sie zum Segen *wie* zum Fluch werden kann. Arbeitend sind wir ein wenig wie der Schöpfer einerseits – und zugleich sind wir andererseits unter

Druck: sei es schlicht, um das Lebensnotwenigste heutzutage zu haben: Geld; sei es unter dem Diktat der Uhr, sei es beim Weitermachen müssen trotz Misserfolg.

### 3. Muße

Aber *das Leben ist nicht nur Arbeit*. Ein jedes Leben kommt her aus einer Zeit, in der es ganz spielerisch war, und es endet in einer Zeit, wo die Hände in den Schoß gelegt werden und das Leben, äußerlich betrachtet, ganz aus Sitzen und Liegen besteht. Und die von Arbeit so geprägte Mitte des Lebens braucht ebenfalls ganz regelmäßig die Phasen, wo nicht gearbeitet wird. Nach dem Arbeitstag die Nachtruhe. Nach der Arbeitswoche das Wochenende. Nach der Vorlesungszeit die vorlesungsfreie Zeit. Zwischen den Schuljahren und in der Mitte des Jahres die großen Ferien. Es braucht sie offensichtlich, um in regelmäßigen Abständen den körperlichen Akku wieder aufzuladen.

Und doch geht es hier um mehr als um Physik und Biologie. Jedenfalls führt uns das der Predigttext vor Augen: Die Einsicht um die Zweckmäßigkeit, ja *Unausweichlichkeit von Ruhephasen* klingt da mit an. Gott hat die Welt, er hat die Menschen so geschaffen, dass sie nicht ohne Ruhepausen auskommen. Die Fähigkeit zum Wachsein, die Kräfte zum Arbeiten sind endlich. In Zeiten, in denen der Mensch die meiste Arbeit von Maschinen erledigen lässt, scheint das als eine Schwäche des Menschen zu gelten. Er kann nicht wie die Maschinen rund um die Uhr arbeiten. Und will man oder braucht man es doch, so müssen Betriebe sich mit weniger gesunder Schichtarbeit behelfen. Ruhepausen sind für Homo sapiens nötig, und nicht nur für ihn, dies wegen der Endlichkeit der eigenen Kräfte. Der menschliche Körper samt dem dranhängenden menschlichen Geist braucht die Ruhephasen. Dazu ist der Sabbat da.

Doch geht die biblische Schilderung noch darüber hinaus. *Auch Gott selbst, der Allmächtige, gönnt sich eine Ruhepause*. Das ist mehr als ein Anthropomorphismus, mehr als eine naive Darstellung Gottes, weil man in der Antike noch nicht so abstrakt dachte. Die Pause ist provokant. Denn sie richtet sich diametral gegen ein uns vertrautes Denken, wie es sich in dem Spruch ausdrückt: „Müßiggang ist aller Laster Anfang“. Nein, da hält es der biblische Gott doch viel mehr mit den antiken Griechen und Römern, die die Muße in den höchsten Tönen priesen. Auf die Muße kommt es an, auf die Zeiten, wo der Körper sich in Ruhe begibt, aber der Geist kreativ wird. Nur dass bei den Griechen und Römern die Muße ein Standesmerkmal war. Wer klug und gebildet und reich ist, der kann sich dem Schöneren widmen und muss nicht ständig arbeiten wie die Bauern draußen auf dem Feld und die Sklaven im Bau und in den Hausdiensten. Die Muße der Reichen also auf dem Rücken der Armen. Manche sogar lassen schlicht das Geld für sich arbeiten.

Aber es bleibt dabei: In Muße zu sein, das ist ein Raum für Kunst und Philosophie, wie es die antiken Geister priesen, und die Muße ist ein Raum für Zeit des Austauschs in der Familie und mit Freunden. Es ist die Zeit auch des freiwilligen zivil-

gesellschaftlichen Engagements und der Selbstverwirklichung in dem ganz frei gewählten Hobby. Auch alles dies sind Dinge, für die man die Muße preisen kann. Selbstverständlich. Selbstverständlich für uns in einer Gesellschaft, die nicht mehr geprägt ist von der bäuerlichen Arbeit früherer Jahrhunderte. Die Muße ist mehr als Müßiggang, sie ist ganz anderes als Müßiggang. Und ein bisschen Faulenzen – das gehört auch zur Pause. Schwierig wird es erst, wenn die Muße zu nichts anderem als Müßiggang und Zeitvertreib wird, wenn sie vor allem mit Lastern der einen oder anderen Art sich füllt, wenn sie einen Menschen von sich selbst und von anderen mehr wegführt als zu sich und zu anderen hin.

#### **4. Muße und Arbeit**

So komplex ist die Muße. Wenn wir von Arbeit reden und sie preisen, hat sich hier der Blick sehr häufig verengt auf einen Aspekt. Es steht dann ganz das Schaffen und Erreichen von Zielen im Vordergrund. Wir setzen inzwischen Arbeit meist gleich mit Erwerbsarbeit, mit arbeitsvertraglicher Arbeit gegen Bezahlung. Das und nur das gilt uns als „richtige“, als anerkannte Arbeit. Alles andere gilt uns von daher als Freizeit. Und deren Maß hat zugenommen. Im Jahr 1825, in den Anfangszeiten der Industrialisierung, soll die Erwerbsarbeitszeit der ersten Industriearbeiter sage und schreibe bei 82 Stunden pro Woche gelegen haben. Das ist in der 40- oder 35-Stundenwoche von heute anders und viel humaner geworden. Doch wenn wir nur vom Gegenüber von Lohnarbeit und Freizeit denken, gerät aus dem Blick: Auch in der Freizeit gibt es ja Arbeiten, die wir tun müssen und sollen wie die alltägliche Hausarbeit und die – wenn man es denn so nennen will – Familien- und Beziehungsarbeit: nicht weniger wichtig und unabdingbar als die Arbeit gegen Geld.

All solche uns inzwischen vertrauten Gegenüberstellungen macht das Sabbatgebot nun aber gerade nicht, wenn es vom Arbeiten und vom Ruhen spricht. Seine Unterscheidung liegt quer dazu. Und sie scheint auf den ersten Blick simpler zu sein. Das Sabbatgebot redet von dem einen Wochentag, an dem das Arbeiten verboten ist und bei dem das Ruhen schlicht das Körperliche meint. Körperliche Arbeit und das Ruhen als Negation der körperlichen Arbeit. Da waren unsere Überlegungen zu Arbeit und Muße, zu Erwerbsarbeit und Freizeit und zu Haus- und Familienarbeit und Freiwilligenarbeit doch viel komplexer und inhaltsreicher gewesen.

#### **5. Den Feiertag heiligen**

Nun enthält unsere Predigttext aber sehr wohl eine Aussage zu Sinn und Zweck des Ruhens, zur Aufgabe, die in dieser besonderen und anderen Zeit liegt: „Du sollst den Feiertag heiligen.“ Es geht um die Lebenskunst der Heiligung dieser anderen Zeit. Das ist wichtig. Es ist wichtig, weil es hier überhaupt um die Heiligung des Lebens geht. Und wir werden dazu aufgefordert: Du sollst diese Zeit heiligen. Es stellt sich das nicht so einfach von selbst ein. Es stellt sich eigentlich auch nicht

einfach von alleine ein dadurch, dass wir nicht physisch arbeiten. Es stellt sich nicht solche geheiligte Zeit einfach dadurch ein, dass die Freizeitanteile am Tag und in der Woche und im Jahr länger werden. Denn es meint die *Qualität* solcher Zeit.

Von daher *gehen die Oberflächenbeschreibungen nicht tief genug*. Maximal so- und so weit nicht zu gehen oder soundsoviel Kalorien höchstens zu verbrauchen, das ist es allein nicht. Nicht die Wäsche aufzuhängen auch nicht. Die am Sonntag geschriebenen E-Mail automatisch erst am Montag loszuschicken erst recht nicht. Dies sind nicht mehr als mehr oder auch minder hilfreiche Anzeichen des Freiräumens von Beschäftigungsroutinen, welche diese Anderszeit von der gewöhnlichen Zeit wieder ununterscheidbar zu machen drohen. Die Anzeichen sollen Räume und Kräfte freisetzen für Aufmerksamkeit auf anderes. Und sie können demonstrieren helfen, dass eben nicht gelten soll: Arbeit war sein ganzes Leben. Ein weiteres fällt auf. Diese Art der Heiligung hat einen Charakter, der über die jeweilige eigene Zeitverwendung hinausgeht. Die Vorschrift zum Ruhen zielt nicht nur einfach darauf, sie für sich selbst einzuhalten, sondern sie lenkt den Blick auf den gemeinsamen Lebensraum, den von Männern genauso wie von Frauen, von Familien, von Menschen in regulären und in ungeschützten Arbeitsverhältnissen. Es geht um das Leben derer in Sklavenarbeit und in anderen entrechteten Positionen genauso. Gerade nicht geht es um meine eigne privilegierte heilige Muße, bei der es egal ist, ob währenddessen die anderen schufteten müssen. Es geht geradezu um *ein Menschenrecht auf Ruhe- und Mußezeiten, ja ein Menschenrecht auf Heiligung*. Insofern ist die Koalition von Kirchen und Gewerkschaften in Sachen Ladenöffnungszeiten wegen der damit verbundenen Sonntags- und Feiertagsarbeit verständlich. Der Wunsch nach maximaler Selbstentscheidung kann nicht das einzige Kriterium sein, denn der individuelle Shoppingwunsch oder die Verdiensterhöhung durch Sonntagszuschläge ist nicht so privat, wie sie erscheint, sie hat auch Auswirkung auf andere, sie schränkt deren Möglichkeit, nicht arbeiten zu müssen ein.

Es geht aber beim Sabbatgebot noch um mehr als die sozialen Zusammenhänge. Die Sabbatruhe schließt erstaunlicherweise auch das Vieh ein. Gemeint waren wohl die Arbeits- und Zugtiere der Antike. Doch gleichzeitig erweitert sich so exemplarisch der Blick hin auf die zu Zwecken von Menschen genutzte Natur. Auch auf die bezieht sich eine Sabbatverantwortung, nämlich sich zu fragen, ob es nicht doch auch so etwas wie ein Recht der Natur auf Erholung gibt.

## 6. Gedenkkultur

Und noch weiter. Es geht nicht nur neben dem physischen auch um den sozialen und den ökologischen Bereich. Einbezogen ist last but not least der kulturelle Charakter des Sabbats. *Der Sabbat dient der Gedenkkultur*: Gedenke des Sabbats. Gedenke am Sabbat. Er dient dazu, dessen zu gedenken, was zählt, was der Mensch ist. Die Sabbatruhe ist ein Aufruf zu Kultur und Kunst, zu Humanität und



humanitärem Handeln. Und sie ist ein Aufruf zum religiösen Fest. Und zu Feierkultur. Ja, schon genau auch dazu, mit anderen zusammen Gottesdienst zu feiern. Es ist der Tag, der dem Gedenken an Gott gehört. Insgesamt geht es um eine Gestaltung der Woche und des Tages und des Jahres, die reflexions- und gedenkenstark ist. Dazu die Feste und die Feerrituale.

Dies alles zusammen macht die Heiligung aus. Es besteht ein Zusammenhang dieses Gebots zu den anderen der 10 Gebote, es besteht ein Zusammenhang zwischen dem Dekalog und den anderen Weisungen der Torah in den weiteren Kapiteln des Exodusbuchs. Zur Gestaltung des Sozialen, der Arbeitswelt einschließlich der Landwirtschaft und der Ökologie, des Umgangs in Konflikten und des Miteinanders in Familien und Nachbarschaften. In diesem weiten Sinne ist der Sabbat da, um des Menschen willen – so hörten wir es vorhin aus dem Kapitel 2 im Markusevangelium. *Der Sabbat erst macht die Schöpfung und das Leben und gerade das menschliche Leben komplett.* Er gibt Raum dafür, die guten Potenziale des Menschen in ihrer ganzen Bandbreite zu entfalten. Das Sabbatprinzip dient der ganzen Schöpfung. Es ist eine Einrichtung der Förderung von Lebenskunst. Es ist eine Kultur zur Stärkung der Work-Life-Balance. Die Verbote erregen die Aufmerksamkeit und sind symbolische Zeichen der Aufmerksamkeitslenkung.

## 7. Gabe und Ziel

Mit all dem ist *der Sabbat eine Gabe*. Er kommt so in der gleichen Reihe der Schöpfungswoche zu stehen wie alle anderen Gaben des Lebens mit der physikalischen, chemischen, biologischen Umwelt menschlichen Lebens und der Existenz von Menschen, Gaben, die erst jeden einzelnen von uns möglich gemacht haben. Unser Predigttext sagt sogar: *Nicht der Mensch, sondern der Sabbat ist die Krönung der Schöpfung.* Nicht der bauende und pflanzende und sich vermehrende und sich seine Umwelt untertan machende Mensch, sondern *erst der Sabbat ist das Ziel der Schöpfung.* Und noch genauer: Nicht die menschlichen Sabbate, sondern der göttliche Sabbat ist das Ziel der Schöpfung. Da, wo der Kampf der Evolution in eine Ruhe im göttlichen Sabbat, also in Gott übergeht. Der Sabbat erinnert wie kein anderer Tag an die göttliche Gabe und er weist voraus auf das göttliche Ziel.

*Die Qualitätszeit der menschlichen Sabbate befindet sich noch auf dem Weg.* Mit seinen anberaumten Pausen auf der Wegstrecke des Lebens. Sie sind mehr als vernünftige kulturelle Erfindungen. Sie sind die Gabe von Fixpunkten auf den Wegstrecken der Kalenderzeit. Und klarer noch als das sonntägliche Familienfrühstück, als der Sonntagsspaziergang und die Museumsmatinee, als das Fußballspiel, das Garteln oder Grillen am Sonntag, zeigt dies der Gottesdienst an. Raum für eine Lebensgestaltung, die darum weiß und in der man sich darum erinnert an die göttlichen Gaben in ihrer Fülle und Umfassendheit. Und dies eben auch im Ablauf eines Semesters am Ende der Zeit mit Unterrichtsbetrieb.

Und dies geschieht im Semesterschlussgottesdienst eben auch so, dass wir nicht nur, wie jeden Sonntag in Lied und Gebet und Lesung und Predigt uns an die Gaben erinnern lassen. Sondern auch so, dass wir im letzten Gottesdienst des Semesters es zusätzlich so gestalten, *dass wir die Gaben uns auch symbolisch wie physisch geben lassen*: Für dich gegeben, für dich vergossen. Gott gibt sich selbst. Er will mit seiner Heiligkeit unsere Heiligung die Lebenskunst in ihrer Breite und Tiefe – uns und den anderen und der Schöpfung zum Nutzen.

*„Gedenke des Sabbattages, dass du ihn heiligst. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke tun. Aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes. Da sollst du keine Arbeit tun, auch nicht dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, dein Vieh, auch nicht dein Fremdling, der in deiner Stadt lebt. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und das Meer und alles, was darinnen ist, und ruhte am siebenten Tage. Darum segnete der Herr den Sabbattag und heiligte ihn.“*

Und der Friede Gottes, der höher ist denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.

Predigtreihe: Gabe des Lebens und Glaube als Lebenskunst  
Schlosskirche in der Universität Bonn, Sommersemester 2019

Notizen: